

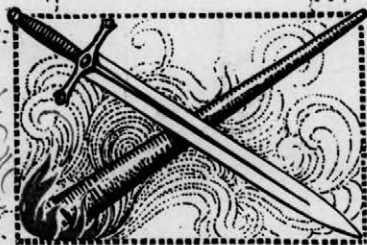
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde

Die Sammlung umfaßt heute
114 Bände, gebdn. à 2K 20h = 2M.

Grammatiken.

Ägyptisch Vulgär-Arabisch. Von Dr. A. Durr. 2. Aufl. (41)
Albanisch. Von Dr. M. Lambertz und Dr. Georg Fejmes. (107)
Altenglisch (Angelsächsisch). Von K. Sobell. (89)
Altfranzösisch. Von Dr. E. Nonnemannscher. (51)
Altgriechisch. V. W. Schreiber. 2. Aufl. (25)
Annanitisch. Von A. Durr. (42)
Arabisch. V. B. Manassewitsch. 4. Aufl. (23)
Arabisch, siehe auch Ägyptisch.
Arabisch, siehe auch Syrisch-Arabisch.
Armenisch. Von K. Kains. (35)
Ostarmenisch. Von A. Durr. (103)
Assyrische Sprachlehre und Keilschriftkunde. Von J. Rosenbergs. (68)
Böhmisch. Von Prof. K. Kainz. 9. Aufl. (8)
Bulgarisch. Von Fr. Vymazal. 3. Aufl. (9)
Chinesisch. Von K. Kains. 2. Aufl. (82)
Dänisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (16)
Deutsch-Südwestafrikas Hauptgesprache. Von A. Seidel. 2. Aufl. (37)
Englisch. Von R. Clairbrough. 7. Aufl. (1)
Englisch. (Für Kaufleute.) Von A. Seidel. 2. Aufl. (44)
Esperanto. Von J. Schröder. 2. Aufl. (58)
Finnisch. Von M. Wellewilt. 2. Aufl. (83)
Französisch. Von L. Schmidt-Braunes. 5. Aufl. (2)
Französisch für Post- und Telegraphenbeamte. Von R. v. Zillou. 6. Aufl. (27)
Französisch für Postkurse. Von Dr. H. Oelsch. (111)
Französisch (Für Kaufleute.) Von A. Seidel. 2. Aufl. (45)
Georgische (Grusinische) Sprachlehre. Von A. Durr. (81)
Grammatica francese. (Franz. Grammatik f. Italiener.) Von S. Peruch. (62)
Hausanisch. Von E. C. Mervé. (70)
Hebräisch. V. B. Manassewitsch. 3. Aufl. (17)
Hebräische Konversations-Grammatik. V. J. Rosenbergs. (58)
Holländisch. Von A. Seidel. (40)
Industriell. Von D. Hank. 3. Aufl. (14)
Italienisch. Von L. Fornasari Edl. von Verce. 8. Aufl. (3)

Italienisch. (Speziell f. Kaufleute.) Von J. Oberaler. (45)
Italienische Grammatik. Nach neuer Methode. Von H. Krieg. (76)
Japanische Schriftsprache. Von A. Seidel. (83)
Japanische Umgangssprache. Von A. Seidel. 3. Aufl. (22)
Javanisch. Von Dr. H. Bohatta. (38)
Kapholländische Sprache (Barensprache). Von Dr. phil. N. Morais-Hoogenhout. (84)
Kleinrussisch (Ruthenisch). Von M. Mitrofanowicz. (95)
Kroatisch. Von M. E. Moša. 5. Auflage. (46)
Lateinisch. Von Dr. E. Ferner. 8. Aufl. (18)
Lettisch. Von H. Brentano. (94)
Magyarische Sprachlehre. Von E. Krolas. (60)
Malayisch. Von A. Seidel. 2. Aufl. (94)
Mittelhochdeutsch. Von K. Kains. (43)
Neugriechisch. Von E. Wied. 4. Aufl. (11)
Neupersisch. Von A. Seidel. 2. Auflage. (26)
Neusyrische Schrift- und Umgangssprache. Von J. Rosenbergs. 2. Aufl. (77)
Norwegisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (28)
Norwegisches Lesebuch. Von J. C. Poestion. (74)
Panstenographie. Stenographie für alle Sprachen. Von A. Durr. (75)
Phönikische Sprachlehre und Epigraphik. Von J. Rosenbergs. (92)
Polnisch. Von B. Manassewitsch. 5. Aufl. (7)
Portugiesisch. Von Dr. phil. F. Boock-Arkossy. 3. Aufl. (10)
Rumanisch. Von Th. Wechsler. 4. Aufl. (21)
Russisch. Von B. Manassewitsch. 6. Aufl. (4)
Langue Russe. (Russische Grammatik für Franzosen.) Von L. Lemonnier. (3)
Samaritanische Sprache und Literatur. Von J. Rosenbergs. (71)
Samoanisch. Von H. Neffgen. (79)
Sanskrit-Sprache. Von Dr. phil. Rich. Fick. 3. Aufl. (33)
Schwedisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (19)
Serbisch-Kroatisch. Von M. E. Moša. 5. Aufl. (12)
Siamesisch. Von Dr. J. F. Werhovens. (38)
Slavische Sprachen. Vergleichende Grammatik. Von V. Hrušy. (98)
Slovakisch. Von G. Markoll. 2. Aufl. (24)

Slovenisch. Von C. J. Pečnik. 4. Aufl. (31)
Spanisch. Von J. M. Avelos de Lima und Dr. phil. F. Boock-Arkossy. 5. Aufl. (5)
Spanische Konversations-sprache. Von J. L. Garcia de Luna und Dr. E. Höncher. (53)
Suaheli-Sprache. Von A. Seidel. 2. Aufl. (32)
Syrisch-Arabisch. Von A. Seidel. (47)
Tschechische Sprachlehre. Von Dr. Jos. Högelsch. (113)
Türkisch. V. K. Wied. 4. Aufl. (15)
Ukrainische Grammatik. Von Dr. Wozyl Synowicz. (114)
Ungarisch. V. F. Gürg. 8. Aufl. (6)
Ungarische Grammatik. Für Kaufleute. Von F. Gürg. (52)
Ungarisches Lesebuch. Von F. Gürg. (87)
Vulapük. Von J. Lott. (13)
Vulgär-Arabisch. s. Ägyptisch.

Briefsteller, Konversationsbücher, Französischer Briefsteller für den Auslandsverkehr der Postämter. Von R. v. Zillou. (64)
Russisch-deutsche Handels-Korrespondenz. V. L. A. Hauff. (55)
Englische Chrestomathie. Von Dr. H. Bohatta. (49)
Neugriechische Chrestomathie. Von A. Seidel. (50)
Deutsch-schwedische Brief-Konversationschule. Von K. Wied. (55)
Deutsch-erbisches Konversationsbuch. Von J. F. Popowit. 2. Aufl. (67)
Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen und rumänischen Konversation. Von A. Frank. (57)
Konversationsbuch in 3 Sprachen: Deutsch, Französisch, Chinesisch. Von Helich Chi Tschong. (88)

Deutsche Grammatiken.

Deutsch für Deutsche und Ausländer. Von K. Wied. 2. Aufl. (30)
Schwierigkeiten der Deutschen Sprache. Von A. Seidel. (104)
Deutsche Sprache f. Böhmen. Von R. Jitk und F. Spröy. (80)
Deutsche Sprache f. Kroaten. Von A. Knežević. (108)

Deutsche Sprache für Niederländer. Von F. P. Augustin. (101)
Deutsche Sprache für Polen. Von W. Sucaswinaki. (78)
Deutsche Sprache für Russen. Von W. Sucaswinaki. (65)
Deutsche Sprache für Ungarn. Von F. Gürg. (52)
German Grammar. (Deutsch für Engländer.) Von A. Seidel. (91)
Grammaire Allemande (Deutsch für Franzosen.) Von A. Seidel. (90)
Gramática de la lengua alemana. (Deutsch für Spanier.) Von L. Jiménes. (93)
Grammatica tedesca. (Deutsch für Italiener.) Von S. Peruch. (54)

Wörterbücher.

Allgemeines Fremdwörterbuch. Von K. E. Schimmer. (89)
Böhmisch-deutsches Wörterbuch. Von H. Moravec. (110)
Deutsch-böhmisches Wörterbuch. Von H. Moravec. (109)
Deutsch-kroatisches Wörterbuch. Von J. Marak. (58)
Deutsch-persisches Konversations-Wörterbuch. Von Dr. F. Sütter. (112)
Deutsch-russisches Wörterbuch. Von K. Andrejew. (72)
Deutsch-erbisches Wörterbuch. Von F. Jovanovic. (99)
Deutsch-slovenisches Wörterbuch. Von F. Kramaric. (95)
Deutsch ungarisches Wörterbuch. Von F. Gürg. (105)
Kroatisch-deutsches Wörterbuch. Von J. Marak. (65)
Russisch-deutsches Wörterbuch. Von K. Andrejew. (73)
Serbisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Jovanovic. (100)
Slovenisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Kramaric. (96)
Systematisches Wörterbuch der englischen Sprache. Von A. Seidel. (86)
Systematisches Wörterbuch der französischen Sprache. Von A. Seidel. (85)
Systematisches Wörterbuch der italienischen Umgangssprache. Von G. La Panscher. (97)
Türkisch-Arabisch-Deutsches Wörterbuch. Von T. Ashan und K. A. Rastpiper. (102)
Ungarisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Gürg. (106)
Die Zahl in Parenthese (106) nennt den Teil der Sammlung.

Jeder Band kostet gebunden 2K 20h = 2 Mark

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

:: A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig ::

die Brücke herunter, und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzelnen vordrücken und unterjuchte sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen, meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant von Malonne übergab mir dann seinen Säbel. Neben dem Kommandanten nahm ich fünf Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren vorher schon geflohen.

Ich ließ nun meinen kleinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hätten ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter, und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hofe, einem Hemd und einer roten französischen Bauchbinde eine deutsche Fahne und hielten sie fe.

Eine Episode nur, aber bezeichnend für den Geist der deutschen Armee.

Am 28. August 1914 teilte der deutsche Große Generalstab mit:

Manonviller, östlich von Lunéville, das stärkste Sperrfort der Franzosen ist in deutschem Besitz.

Eine amtliche Meldung vom 2. September besagte:

Die Festung Givet ist am 31. August gefallen.

Das Sperrfort Manonviller war von großer strategischer Bedeutung. Die Festung Givet liegt am Zusammenfluß der Houelle und der Maas auf einem nach Osten steil abfallenden Felsen.

Die deutschen Mörser und die österreichisch-ungarischen Motorbatterien.

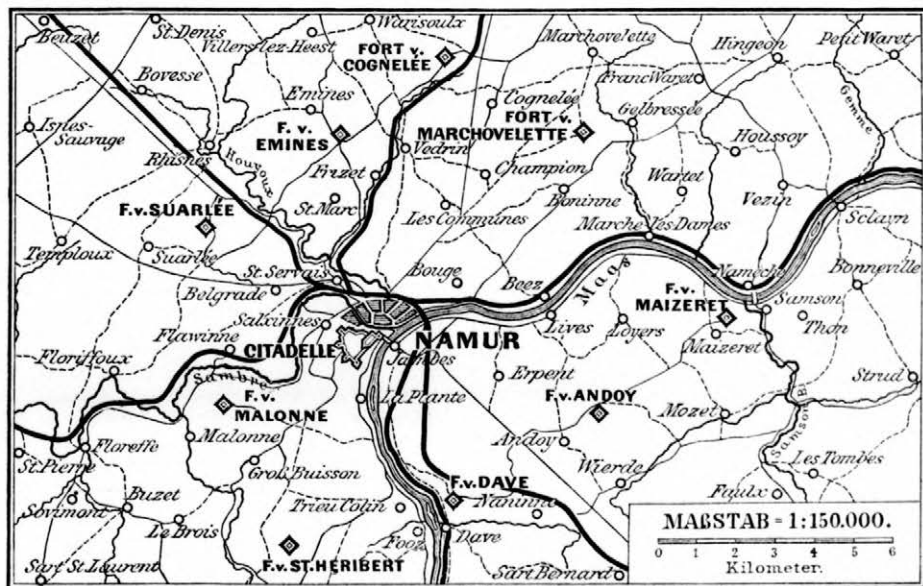
Am 3. September gab der deutsche Große Generalstab bekannt:

Bei der Wegnahme des hoch in den Felsen gelegenen Sperrforts Givet haben ebenso wie bei Namur die von Österreich-Ungarn zugesandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit und Treffsicherheit ihre Wirkung vortrefflich bewährt und haben uns ausgezeichnete Dienste geleistet.

Die Sperrbefestigungen Hirson, Avelles, Condé, La Fère und Laon wurden ohne Kampf genommen.

Damit befinden sich sämtliche Sperrbefestigungen des nördlichen Frankreich außer der Festung Maubeuge in unseren Händen.

Das Geheimnis, wie es den Deutschen möglich war, die stärksten belgischen Festungen und



Namur und Umgebung.

die französischen Sperrforts in kürzester Frist zusammenzuschießen, fing an, sich zu klären. Man erfuhr, daß ein bisher unbekanntes deutsches Geschütz von furchtbarer Sprengwirkung, ein 42-Zentimeter-Mörser, die für uneinnehmbar gehaltenen Forts von Lüttich gemacht hatte, und nun gab der deutsche Generalstab bekannt, in welcher Weise österreichisch-ungarische Motorbatterien, von denen die Welt bisher nichts wußte, gearbeitet hatten.

Über die deutschen 42-Zentimeter-Mörser wurde kurz nach der Einnahme von Lüttich folgendes mitgeteilt:

Als am 8. und 9. August 1914, einen Tag nach dem Fall der Festung Lüttich, die Kunde ging: die Deutschen haben ein lange geheimgehaltenes Geschütz vor die Forts der Stadt gefahren und diese mit sechs bis acht Schüssen so zugerichtet, daß es unmöglich war, sie noch länger zu verteidigen — da ging wohl ein geheimes Grausen vor dieser Mordwaffe durch die Welt.

Tatsache ist, daß der 42-Zentimeter-Mörser außer den wenigen Ingenieuren und Arbeitern der Firma Krupp und nur einer ganz geringen Anzahl von Offizieren und

Mannschaften der Schießschule, die darauf vereidigt waren, in der ganzen Armee und im Deutschen Reich vollständig unbekannt war. Man hat von seiner Existenz nicht eher etwas erfahren, als bis der eherner Mund das Schweigen, das ihm auferlegt war, selbst brach.

Der „große Brummer“ oder „die fleißige Berta“ ähnelt in vielen Teilen den in der deutschen Armee schon vorhandenen Rohrrücklaufgeschützen; nur daß das Geschütz schwer transportierbar ist und daher soweit als möglich mit Eisenbahnen befördert wird. Muß der Mörser auf der Straße transportiert werden, so wird er zerlegt und auf eigens hierzu konstruierten Wagen verladen. Das Rohr allein auf dem Rohrwagen, einem langen festen Schienenge-

stell, auf den das Rohr mit seinen langen Klauen gleitet. Die Lafette allein, Erjaß- und Zubehörteile für sich und die Gürtel ebenfalls.

Diese Gürtel sind eine Reihe von Holzplatten und Eisenschuhen, die vor dem Schießen aus dem Gürtelwagen genommen und um den Radkranz gelegt werden, damit das Geschütz auch auf nichttauffiertem Unterboden nicht versinkt. Es ist eine mächtige Last, die auf den Gürteln ruht und sie bewährten sich großartig. Man ist damit über tief und frisch gepflegte Acker

gefahren und das Geschütz rollte gleich einer mächtigen Dampfwalze genau wie auf der Landstraße dahin.

Das Geschütz wird zerlegt gefahren. Langt nun der Befehl ein, das Geschütz fertig zu machen, so hält die ganze kilometerlange Kolonne auf der Landstraße, das Rohr durch die Bedienungsmannschaften auf die Lafette gezogen und die Gürtel um die Räder gelegt. Nun geht's mit einem mächtigen klappernden Getöse in die für das Geschütz oder die ganze Batterie ausgesuchte Stellung, die der Sicht des Feindes gänzlich entzogen ist. Hört man dieses ohrenbetäubende Getöse, dann wird einem schon bange, und nun erst der gewaltige Knall beim Abfeuern des Geschützes. Man ist fast unfähig, für die nächste

Zeit zu hören. Abgefeuert wird das Geschütz auf elektrischem Wege, und zwar in einer Entfernung von über 400 Meter. Der Luftdruck beim Abfeuern ist so gewaltig, daß sich kein Mensch in der Nähe auf den Weinen halten kann. Der Durchmesser, 42 Zentimeter, ist ja bekannt, und nun umhüllt ein ebenso dicker Eisenmantel das Seelenrohr, das bis zu neun Zehntel der Länge rund, dann vieredig zuläuft und sich noch mehr verstärkt. Das Gewicht der Pulverladung ist nicht unter 15 Zentner.

Der Mörser ist ein Rohrrücklaufgeschütz. Ein Mann der Bedienung behandelt mit der größten Sorgfalt den Rücklauf, damit seine Funktion beim Schuß auf keinen Fall beeinträchtigt



Der Held von Fort Malonne vor Namur,
Leutnant Otto von der Linde.

wird. Das Rohr hat eine Länge von etwa 21 Meter.

Die Schußweite des 42-Zentimeter-Mörser ist etwa 44.000 Meter. Die Entfernung von Dover nach Calais ist 33.000 Meter. Man mache sich davon ein Bild, wenn ein Eisenkoloß von solchen Granaten durch die Luft brummt und dann aus einer Höhe von 400—500 Meter, wenn er den übrigen Teil der Flugbahn in ziemlich hohem Bogen zurückgelegt hat, auf einen Betonkloß oder Panzer schlägt. Die stärksten Panzer- und Betondecken, und selbst wenn sie eine Dicke von fünf Meter überschreiten, zertrümmern unter der Aufschlagkraft wie Scherben. Die einschlagenden Granaten kehren ganze

ein, kriecht und reißt einen Trichter von ungefähr 15—18 Meter Durchmesser.

Niemals marschierten die deutsche schwere Artillerie und vor allem die mit der „fleißigen Berta“ ausgerüsteten Bataillone allein. Überall starke Infanterie- und Kavalleriedeckung, Maschinengewehre und leichte Artillerie zum Schutz gegen Überraschungen auf dem Marsch. Und außerdem bleibt ja das Geschütz auch so weit hinter der fechtenden Truppe, daß ein Überfall ausgeschlossen ist. Erreichbar sind die Mörser in ihrer Gefechtsstellung vom Gegner nie. Man weiß, daß die feindliche Artillerie stets als größte Schußgrenze 10.000 Meter annimmt. Steht nun der Mörser auf 15.000 Meter, so



Geprägte Maasbrücke bei Andenne (östlich Namur).

Forst um, dringen tief in Erde und Gestein ein und bringen, was unten war, nach oben.

Zimmerhin geht man mit dem Geschütz sehr sparsam und vorsichtig um. Die Abnutzung steht im Verhältnis zur Reibung des Geschosses und der aufeinanderliegenden Teile.

Ehe nun ein Schuß abgefeuert wird, wird die Entfernung berechnet, nachgerichtet und nochmals gerechnet, gezielt und geprüft, und jaßt das Geschöß durch die Luft, ist auch der Kanonier des Erfolges sicher. Erst ist eine mächtige hohe Feuersäule bemerkbar, dann eine gelb und schwarz sich ballende Rauchwolke, wohl über 100 Meter hoch mit Eisenbeton, Erde und sonst allem vermischt, und dann ein von weit her schallendes dumpfes Grollen: der Knall.

Das Geschöß dringt bei nicht allzu festigem Boden etwa acht bis zehn Meter tief in die Erde

bleibt ihm immer noch eine Anzahl Kilometer zum Schuß. Die Schußweite und Treffsicherheit betragen wohl 44.000 Meter, jedoch wird man auf diese Entfernung niemals Schüsse abfeuern. Es wäre eine Verschwendung der kostbaren Munition und eine große Anforderung an die Stabilität des Geschüzes. Auf diese Entfernung kann man den Schuß nicht mehr beobachten. Wenn das Geschütz auch etwa 44.000 Meter weit trägt, wird man doch wohl nur in den seltensten Fällen über 20.000 Meter schießen, und das will für die heutige Taktik schon etwas sagen.

Freistehend wird das Geschütz auch nie verwendet. In der dem Schießtage vorangehenden Nacht wird es so eingedeckt, daß nichts von ihm zu sehen ist. Den Namen „Brummer“ haben dem 42-Zentimeter-Mörser die Belgier gegeben. Dagegen haben die deutschen Kanoniere das Ge-



Deutsche 42-Zentimeter-Belagerungsmörser in Tätigkeit.

Nach einer Originalseichnung von Th. Mateito.

schütz „die fleißige Berta“ getauft zu Ehren der Gattin des Herrn von Krupp, die Berta heißt. Unter diesem Namen ist der 42-Zentimeter-Mörser in der ganzen Armee bekannt.

Von anderer Seite wurde über diese Mörserungentüme berichtet:

Die Wirkung der gewaltigen 42er Kruppischen Belagerungsgeschütze bei den belgischen Festungen war fürchterlich. Auch von den beiden 42ern, die von Deutsch-Avrincourt aus ihre schrecklichen Brumbüchse nach Frankreich einschlepieten ließen, darf jetzt, wo sie dort ihre Schuldigkeit getan haben, einiges berichtet werden.

Daß diese Riesen eine leichte Weite von 42 Zentimeter an den Rohren haben, sagt

schon ihr Name. Die Rohre selbst sind sehr lang. Die Geschosse manns hoch. Eines wiegt viele Zentner. Die Sprengladung allein geht in die Zentner.

Eingepflanzt wurden die zwei in Deutsch-Avrincourt, sobald unsere Truppen den Krieg endgültig in Feindesland geworfen hatten. Nicht weit vom Bahnhof begannen sie ihr schreckliches Duett, mit dem sie das mächtigste der französischen Sperrforts, Manonville, niederringen sollten und niedergeworfen haben. Notabene in einer Entfernung von ein paar deutschen Meilen! Die sie bedienen, sehen also ihr Ziel nicht. Berge liegen dazwischen. Aber was man nicht sieht, kann man berechnen. Da sind genaue Karten da. Aber nicht auf sie allein verläßt man sich — auch ein Fesselballon steigt an ihrer Flanke in die Höhe. Die darin sind, sehen die Wirkung drüben. Und dann dauert es gar nicht lange, bis die Treffer haarförmig sitzen. Alle zehn Minuten folgten bei einem Geschütz die Schüsse, und als die beiden Brüder nach kurzer Zeit zusammen spielten, alle fünf Minuten. Das war ein Konzert. Wer in der Nähe war, hatte vom Klang allein das Gefühl, als würde er umgeworfen. Anderthalb Tage dauerte das Eisenlied, und im ganzen wurden 120 Schüsse abgegeben. Dann schwiegen die Kolosse. Denn Manonville war deutsch geworden.

Mertwürdig war die Richtung dieser Rohre anzuschauen. Fast senkrecht. Es sah aus, als schössen sie geradezu in den Himmel, als wedten sie den Ewigen dort auf: Krieg ist, Krieg! An die 20 Sekunden lang war das Pfeifen der abgeschossenen Ladung hörbar, deren höchste Flug-

bahn, wenn die Geschütze am Fuße des Montblanc aufgestellt würden, bequem über den höchsten Berg Europas reichen würde.

*

Das war, was zunächst über die deutschen Mörser bekannt wurde. Nicht weniger fürchtbar war die Wirkung der leichter zu befördernden österreichisch-ungarischen Motorbatterien, deren Vorzüge der oben erwähnte Bericht des deutschen Generalstabs ganz besonders anerkennt. Ein Teilnehmer an den Kämpfen in Belgien schildert seine Erlebnisse bei den österr.-ungar. Motorbatterien folgendermaßen:

Am 12. August 1914 erhielten die dritte und vierte Batterie Befehl, sich für den nächsten

Tag marschbereit zu halten und sich mit den 305-cm-Mörsern in Plaschow einzuwaggonieren. Die Verladung dauerte von 7 Uhr früh bis 12 Uhr mittags. Um 2 Uhr begann die Fahrt, die uns an die belgische Grenze führte. Die Reise dauerte vom 13. August bis 19. August nachts 1 Uhr.

Nach Auswaggonierung unseres Materials begann mittels Autos die Vorrückung gegen die Festung Lüttich. In Cinen wurde durch Zivilisten aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten geschossen. Kranke, die sich in Privathäusern in Pflege befanden, fand man morgens verstümmelt vor. Diesen Greuelthaten folgte natürlich auch die gerechte Vergeltung; die Stadt wurde niedergebrennt. Von Lüttich ging es gegen Huy und Ferme.

Hinter Lüttich wurde auf der Straße abgekocht und dort auch übernachtet. Die Weiterfahrt erfolgte am 21. mittags. Die Städte und Dörfer, die wir passierten, sahen recht nett und reinlich aus. Auf dem Felde wurde fleißig gearbeitet. Ausgedehntes Weideland ließ darauf schließen, daß hier die Viehzucht in großer Blüte steht. Huy ist eine schöne Stadt; sie liegt schon auf gebirgigem Gelände.

In Ferme nahmen wir die erste Geschützstellung. Es war am 21. August. Als Ziel wurde uns das Fort Maizeret der Festung Namur gegeben. Während des Einbaus wurden wir durch Plänkelfeuer der Zivilbevölkerung belästigt. Wir mußten mehrmals die Arbeit unterbrechen, da es von den Bäumen heftig trachtete. Das Feuer richtete indes keinen Schaden an, da wir die hinterlistigen Schützen sofort vertrieben. Unsere Bruderbatterie hatte bei solchem Kampfe einen



Prof. Dr. phil. und Dr. ing. h. e.
Fritz Kaufenberger,
der höchste, dienste Konstrukteur der deutschen
42-Zentimeter-Mörser.



Ein Bild von der gewaltigen Wirkung der deutschen 42 Zentimeter Mörser am belgischen Kriegsschauplatz.

Toten zu beklagen. Auf Seiten der Bevölkerung waren zwei Personen gefallen und etwa 100 wurden verhaftet. Durch belgische Soldaten hatten die Deutschen weniger zu leiden, da dieselben nicht standhielten. Dagegen fielen viele Deutsche unter den Kugeln der Fronttirsurs. Ihnen wurde aber bald das Handwerk gelegt. Die Beschießung des Forts, das aus Beton gebaut war und sechs Panzertürme hatte, dauerte bis zum 23. Das Fort erwiderte das Feuer nur schwach und stellte es bald ganz ein. Beim Rückzug ließ der Feind viele Tote und Verwundete zurück. Außerdem wurden sechs Offiziere und über 100 Mann gefangen genommen. Am 24. wurde das Fort Andon zerstört. Das Feuer wurde um 7 Uhr früh eröffnet und dauerte bis 11 Uhr vormittags. Das Fort ergab sich und wurde durch die davorliegende deutsche Infanterie besetzt.

Die Batterie machte sich sofort wieder marschbereit und bekam den Befehl, gegen das zerstörte Fort Maizeret vorzurücken und von dort das südlich gelegene Fort du Dava zu beschließen. Nach unserem Eintreffen wurde sofort mit dem Einbauen der Geschütze begonnen, aber noch bevor wir mit dieser Arbeit fertig waren, erhielten wir telephonisch den Befehl, die Geschütze wieder marschbereit zu stellen, da das

Fort sich ohne Kampf ergeben hatte. In dieser Batteriestellung verbrachten wir zwei Nächte. In jeder Nacht wurden wir von der Arbeiterbevölkerung beschossen, weshalb wir nachts dreibis viermal alarmiert wurden. Die Wache erwiderte sofort das Feuer und wir vertrieben die Fronttirsurs.

Am nächsten Tage erbatn wir uns die Erlaubnis, das etwa 200 Meter weit gelegene Fort Maizeret zu besichtigen, was uns gestattet wurde. Das ganze Fort gleicht einem Trümmerhaufen, alles ist demoliert, die sechs Panzertürme sind teilweise umgestürzt, teilweise schwer beschädigt. Das war ein Anblick! Hier wurde uns erst klar, wie diese Bomben wirken. Die Belgier hatten alles liegen lassen und waren davongelaufen. Von Toten und Verwundeten war nichts zu sehen. Diese müssen also verschüttet gewesen sein, da es fürchterlich roch. Am 27. erfolgte bei strömendem Regen um 11 Uhr morgens der Aufbruch.

Wir kamen über die gefallene Festung Namur nach Dinant. Dinant ist eine Stadt von 8000 Einwohnern mit der Feste auf einem etwa 150 Meter hohen steilen Felsen. Die Stadt wurde wegen des Beschießens deutscher Truppen bis auf die deutsche Kolonie niedergebrannt. Pferde- und Schweinetadaver lagen in der

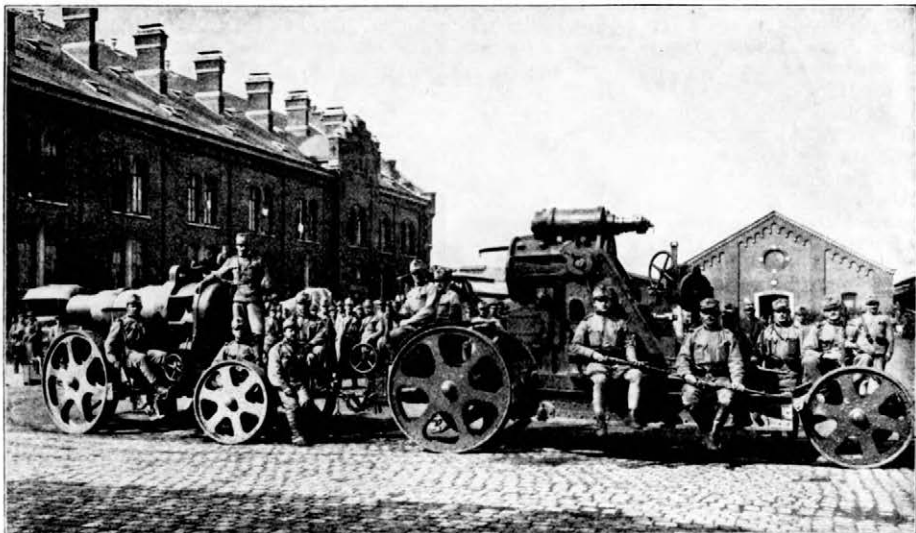
Straße umher, so daß die Luft kaum zum Atmen war. Die Stadt liegt im schönen Maastal. Wir übernachteten dort und am anderen Morgen erfolgte die Weiterfahrt gegen die französische Festung Givet. Wir nahmen Stellung in dem Orte Mesnil St. Blaise. Wir kamen dort um 11 Uhr nachts an und sogleich wurden unsere Geschütze eingebaut. Das Wetter war wieder einigermaßen schön geworden. Die Schußdistanz betrug 8500 Meter. Beim ersten Schuß hatten wir das erste Unglück zu verzeichnen. Der Schuß war aus horizontaler Lage losgegangen, ohne daß wir wußten, wie dies erfolgt war. Die Bedienungsleute standen teilweise neben, teilweise auf dem Geschütz; vier Mann wurden leicht verletzt.

Am 30. wurde durch unser Geschützfeuer ein feindliches Munitionsdepot in die Luft gesprengt, worauf sich das Fort nach eintägiger Beschießung am 31. ergab. Nach dieser Arbeit wurden die Geschütze wieder transportabel gemacht, und am 1. September ging es nach Dinant zurück. Weiter längs der Maas durch ein verschontes Villenviertel nach Namur, wo wir nachts 11 Uhr ankamen. Wir sollten schon unterwegs über den Fluß setzen, konnten dies aber nicht, weil alle Brücken gesprengt waren. Erst in Namur bot sich uns Gelegenheit, auf die andere Seite zu kommen. Hier hatten die Pioniere die Brücke ausgebessert. Die Geschütze und Wagen wurden wegen ihrer Schwere nur einzeln hinübergefahren. Dann ging es wieder nach der französischen Grenze zu.

Die 42-cm-Mörser müssen jedenfalls als ein Triumph der artilleristischen Technik der deutschen Armee angesehen werden, den man selbst in den kühnsten Träumen nicht vorausahnen konnte. Erfinder dieser furchtbarsten aller Zerstörungsmaschinen ist Professor Dr. phil. und Dr. ing. honoris causa Fritz Rausenberger, Hauptmann der sächsischen Landwehrtillerie und Mitglied des Direktoriums der Krupp'schen Werke in Essen. Der Mann, dessen ballistischen und Sprengstoffberechnungen in erster Linie die Einnahme für unbezwinglich gehaltener Festungswerke zu verdanken war, hat sich um die Wehrmacht des Deutschen Reiches ein unvergängliches Verdienst erworben.

*

Vor den deutschen 42-cm-Mörsern haben die österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Motorbatterien den Vorzug der leichteren Beweglichkeit voraus, ein Vorzug, der vielleicht die größere Tragweite und noch stärkere Durchschlagskraft des deutschen Erzeugnisses aufwiegt. Die 30,5-cm-Mörserbatterien werden durch eigene Motorzüge befördert. Sie sind von den Skoda-Werken in Pilsen gebaut; das Gewicht der Ladung beträgt 380 kg. Trotzdem ist die Konstruktion dieser Riesengeschütze so sinnreich, daß sie innerhalb 40 bis 50 Minuten gefechtsbereit sind. Sie haben ihre Feuerprobe im wahren Sinne des Wortes wie die 42-cm-Mörser in Belgien und Nordfrankreich bestanden.



Die österreichisch-ungarischen Motorbatterien in der Brüsseler Artilleriekaserne.

Über ihre Konstruktion und ihre Wirkung führte der k. u. k. Generalmajor Ritter v. Obermeyer in einem Vortrag aus:

Der überraschend schnelle Fall der belgischen und französischen Festungen zu Beginn des Weltkrieges wurde durch die von den österreichisch-ungarischen Artilleristen bedienten 305-Zentimeter-Mörser wesentlich gefördert. Diese zählen zu den schwersten Geschützen der Belagerungsartillerie. Wenn auch die Rohre dieser gezogenen Mörser nur etwa drei Meter lang sind und die Mündungsgeschwindigkeit ihrer Geschosse hinter jener der Kanonen zurückbleibt, so steigen dafür die unter einem Elevationswinkel bis zu 75 Grad geworfenen Spitzbomben, die 380 Kilogramm schwer sind, bis zu einer Höhe von 4000 Meter empor und würden mithin den Großglockner überfliegen, um dann aus dieser Höhe mit vernichtender Wucht niederzufallen. Dazu kommt noch, daß die Bomben, die mit einem überaus brisanten Sprengstoff gefüllt sind, erst nach dem Eindringen in ein Hindernis durch einen im Boden der Bombe angebrachten Zünder zur Explosion gebracht werden. Mithin schlagen die Bomben zuerst in das ihnen entgegenstehende Hindernis ein und zerreißten dieses dann wie Minengranaten. Gewaltige Stöße, die sich bei der Explosion entwickeln, machen den Aufenthalt in einem Raum, wo diese Bomben eingeschlagen, für die Besatzung unmöglich.

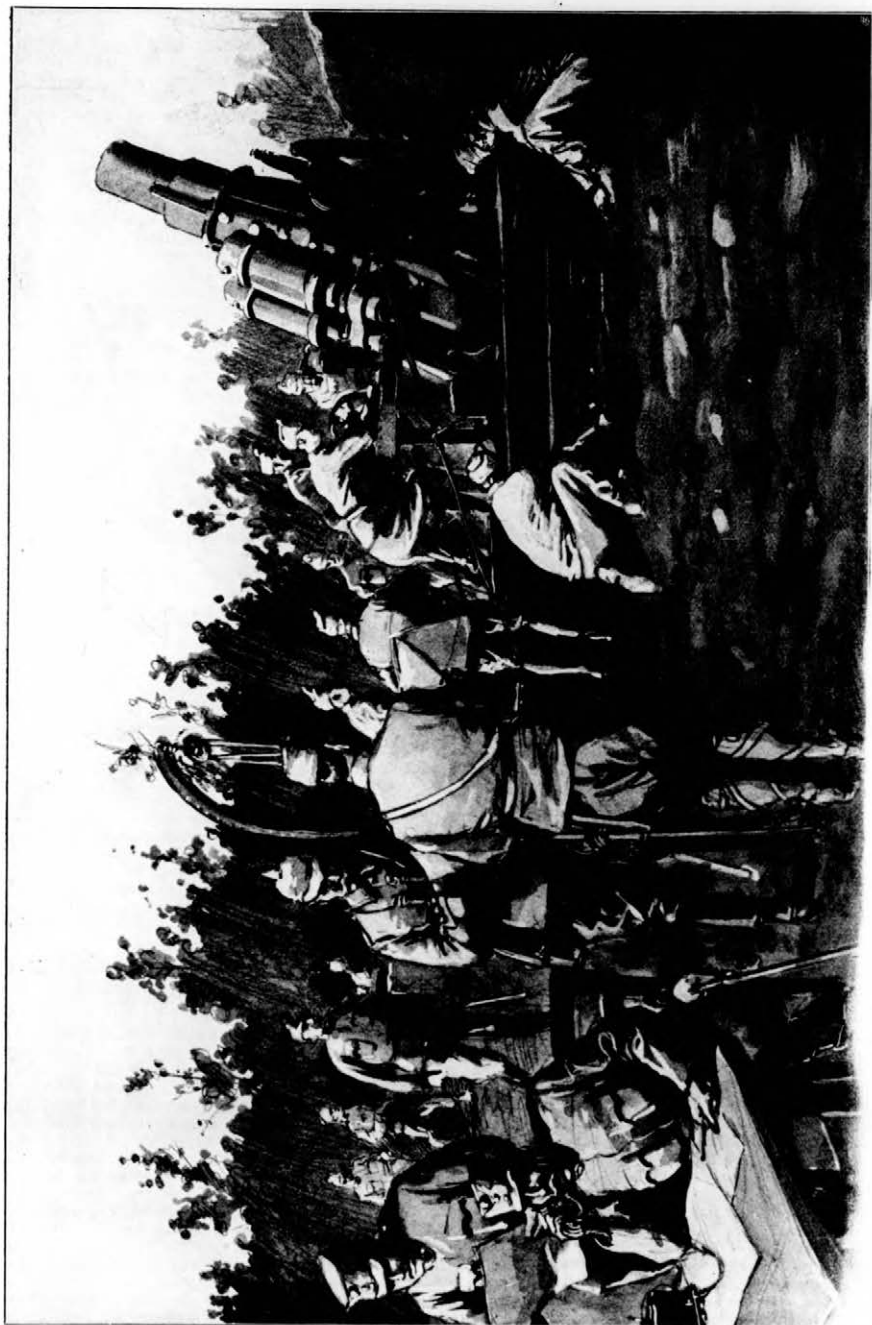
Mörser kannte man schon seit alter Zeit. Im Wiener Arsenal ist der große Sumhard von Steyr aufgestellt, der aus dem Jahre 1325 stammt. Herzog Albrecht III. beschloß damit im Jahre 1385 Leonstein, das Raubnest der Brüder Rohrer im Steirischen, und zwang dieses, zu kapitulieren. Doch die Steinkugeln im Gewichte von 700 Kilogramm, die der Mörser auf 800 Meter Reichweite warf, wirkten lediglich durch ihr Gewicht. Ganz anders wirken unsere Motorbatterien. Moderne Forts mit ihren drehbaren Panzertümpeln, dem diesen vorgelagerten Vorpanzer mit der gewaltigen Betondecke, wie sie Namur, Antwerpen, Maubeuge aufwiesen, hatten angesichts unserer Motorbatterien völlig ihren Wert verloren. Doppelpanzertürme, die mit 15-Zentimeter-Geschützen und 12-Zentimeter-Haubitzen bestückt waren, wurden durch die Bomben dieser Mörser aus ihren Lagern gehoben und samt den Geschützen beiseite geschoben. Bis drei Meter dicke Betondecken wurden durchgeschlagen und überdies noch drei Stockwerke der Kalematte durchbrochen. Ein mächtiger Explosionsstrichter zeigte deutlich von der Wirksamkeit der Bomben.

Damit sind aber die Vorzüge der Motorbatterien keineswegs erschöpft. Ihr Vorteil besteht bekanntlich auch darin, daß solch schwere

Belagerungsgeschütze, wie es die Mörser sind, fahrbar gemacht wurden. Die Teile des Geschützes werden auf Motorwagen fortgeschafft. Ein Wagen enthält die Bettung, der zweite die Lafette, der dritte das Rohr des Mörsers. Diese hundertpferdigen Kraftwagen wurden durch die Daimlerwerke in Wiener-Neustadt erzeugt. Gleich, nachdem die aus je zwei Mörsern bestehenden Batterien aus der Eisenbahn in Belgien ausgeladen worden waren, konnten sie an ihren Bestimmungsort abgehen. Am ersten Tag legten sie dreißig Kilometer, am zweiten Tag zwanzig Kilometer zurück und gelangten vor Namur, das nach dreitägiger Beschießung fiel. Nach einem weiteren dreitägigen Marsch von sechzig Kilometer trafen die Batterien am 30. August vor Maubeuge ein, das sich am 8. September ergeben mußte. Dadurch, daß die Bettung, das ist die Unterlage, auf der das Geschütz aufruhrt, die Lafette und das Geschützrohr von Motorwagen fortbewegt werden und am Bestimmungsort bloß verbunden zu werden brauchen, wird es ermöglicht, daß unsere Mörser in kürzester Zeit in Position gebracht werden können.

Wenn die Mörser derart gewaltige Wirkungen hervorriefen, so beruht das nicht bloß auf dem Geschöß, sondern auch vor allem auf der Metallkonstruktion, die auf der Höhe der technischen Leistungsfähigkeit steht. Durch die Zusammenfügung des Rohres aus Mantelrohr und Seelenrohr wurde das Geschütz weit widerstandsfähiger gemacht, als wenn es bloß aus einem massiven Rohr geschmiedet worden wäre, und dadurch vor dem Zerpringen bewahrt. Noch glühend gelangt der Stahl unter die Schmiebepresse, auf die Bohrbänke, wo das Mantelrohr ausgebohrt wird. Der Stahl wird nun vergütet, das heißt auf die richtige Härte gebracht, das Rohr abgedreht, von Unebenheiten befreit und das Mantelrohr über das Seelenrohr geschoben. Das Seelenrohr enthält dann spiralförmige Züge, den Drall, der dem Geschöß die Bahn sichern soll. Der Mörser ist ein Rohrrücklaufgeschütz, das Rohr befindet sich in einer sogenannten Wiege. Wird das Rohr durch die Wirkung des Schusses nach rückwärts geschoben, so gleitet es sofort durch die Vorholvorrichtung automatisch wieder nach vorn. Die Mannschaft hat insofern keine Anstrengung, um das Geschütz wieder in die richtige Position zu bringen. Das Rohr kann überdies nicht bloß in die Höhe, sondern auch nach allen Seiten gerichtet werden.

Die Konstruktion der fahrbaren 305-Zentimeter-Mörser entspringt tiefer Einsicht in die Erfordernisse des modernen Festungskrieges. Die erfolgreichen Leistungen der Mörser zeugen für die treffliche Schießausbildung der österrei-



Die österreichisch-ungarischen 30,5-Zentimeter-Mörserbatterien auf dem deutschen Kriegsschauplatz.

Nach einer Originalzeichnung von E. Tim.

chisch-ungarischen Artillerie, deren Schulen vom Haupte wissenschaftlichen Geistes durchzogen werden, der zur Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit und genauen Pflichterfüllung anleitet und der in der trefflich geleiteten Schießschule der Artillerie fortwirkt. Die so vorzüglich konstruktive Ausführung der Motorbatterien aber ist ein Ruhmesblatt der Stodawerke in Pilsen, deren leitende Persönlichkeiten die Fortentwicklung des Unternehmens zielbewußt förderten und eine Organisation schufen, die bei näherer Kenntnis Bewunderung erregt. Der bisherige Verlauf des Weltkrieges hat nicht nur den Beweis für die Bedeutung einer zahlreichen, wohlausgebildeten, mit vorzüglichsten Geschützen versehenen und richtig verwendeten Artillerie für die Leistungen einer Armee geliefert, er wird wohl auch diejenigen überzeugen, die sich bisher dieser Erkenntnis verschlossen haben. Es ist auch die Entscheidung in dem Wettstreit zwischen der Befestigungskunst und der ihre Werke bekämpfenden schweren Artillerie zugunsten der letzteren entschieden worden. Keines der modernen Befestigungswerke vermag der zerstörenden Wirkung der 305-Zentimeter-Mörser zu widerstehen. Das ist ein vollständiger Sieg der schweren Artillerie über die Befestigungskunst.

*

Über die Tätigkeit der österr.-ungar. Motorbatterien erzählt auch ein deutscher Augenzeuge der Kämpfe um Namur:

Die ganze Nacht wurde an Schützengräben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruhet. Plötzlich tauchen drei riesige Scheinwerfer aus den drei vor uns liegenden Forts von Namur im Dunkel der Nacht auf und beleuchten mit umheimlicher Ruhe unsere Stellungen. Jetzt ging es erst richtig los. Hinlegen, wenn der Lichtstrahl kommt. Siff... bum, Siff... bum sangen die Granaten hüben und drüben in ununterbrochener Folge, denn schon am Nachmittag hatten die Batterien sich eingeschossen. Hinter uns im Dorfe schlugen sie vielfach ein, und wir waren froh, nicht in dem großen Gutshof, wie erst beabsichtigt war, die Nacht verbracht zu haben, denn dieser war mit Granatspliten reichlich belegt. Vor uns waren schon einige Dörfer von unseren brillanten Belagerungsgeschützen, denen die stürmisch begrüßten Österreicher mit ihren Motorbatterien zu leiten standen, in Brand geschossen. Helle Flammen ringsum verkündeten das Ergebnis unseres Geschützdonners. Dazu vielfaches nächtliches Schießen von Patrouillen oder kleinen Infanterieabteilungen auf beiden Seiten. Am den Geschützdonner gewöhnt sich alles, trotz des großen Getöse, weil man das Summen des Geschosses auf der ganzen Flugbahn hört und immer das Gefühl hat, daß die Geschosse hoch über den Köpfen hinweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen.

Am folgenden Tage wurde die Erwidrerung aus den feindlichen Forts sichtbar dünner. Der Tod hielt schon seine Ernte in den furchtbaren Massengräbern, wie man solche Forts gegenüber unseren Geschützen — von den 42-Zentimeter-Mörsern, die in Tätigkeit waren, ganz zu schweigen — mit Recht bezeichnen kann. Solche Erscheinungen beleben die freigelegten Truppen

ungeheuer. Als wieder die Nacht hereinbrach, reckten bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hälse aus. Die Forts waren in der Hauptsache schon nach dem achten bis zehnten Treffer Trümmerhaufen, vielleicht ein Teil der Besatzung schon wahnsinnig geworden, was gerade in Forts häufiger vorkommt, und unsere Artillerie schoß auf andere Ziele. Schon hielten die Forts die weiße Flagge. Bis zum Abend hatte die deutsche Infanterie sich dicht vor Namur wieder eingegraben.

Die Nacht, die abermals in Schützengräben verlebte wurde, war taghell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Als ich am nächsten Morgen einige Stunden Ruhe in einem Hause suchte, zitterte es in allen Zugen durch die Artilleriegeschosse derartig, daß an Schlafen nicht zu denken war. An diesem Tage wurde hauptsächlich von unserer Artillerie mit Schrapnells geschossen. Unausföhrlich plagten sie in der Luft, am Waldestand, und streuten ihren Kugelregen wohlgezielt herunter. In manchem Walde haben Hunderte von toten und verwundeten Belgiern und Franzosen gelegen. Eine Granate ging kaum zehn Meter neben mir nieder, riß ein Loch, in dem vier Mann Platz finden konnten, freipierte aber zu meinem Glück nicht in dem weichen Rübendoben, sonst wären wir alle in Stücke gerissen...

Mitten im Feuer stürmt das Bataillon den Berg mit großer Mühe. „Hurra!“ tönt es durch die Luft, und das kann der Feind nicht ertragen. Er rückt aus. Niemand ist mehr da, der sich unseren Bajonetten stellt, aber von rechts, von links, von rückwärts schießen sie wieder. Weiter geht's mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald setzte sich, daß sich viele Feinde tot stellten und dann von hinterrücks meuchlerisch weiterklopfen. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen. Auch die Hände erhoben die Belgier, um sich zu ergeben, und wenn wir auf sie zukamen, ergrißen sie schnell das Gewehr, um weiterzukämpfen. Eine Kugel war eigentlich zu schade für diese „Helden“. Leichen lagen in Massen umher, Turkos, Franzosen, Belgier, fast nur Feinde zum Glück, meist mit entsetzlichen Artillerieverletzungen. Und weiter ging der Vorstoß über Drahtverhaue mit nie geahnter Fixigkeit hinweg. Durch das letzte Dorf, „Schüsse aus diesem Hause!“ schwirrt es durch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Moment standen die Gardinen und Scheunen in Flammen.

Aus war der Kampf. Wir fanden auf der Straße von Namur. Es ergab sich, daß in unserem Angriffsabschnitt 4200 Gefangene gemacht waren, darunter auch Freischärler, von denen die Wälder durchsucht waren. Die Säuberung des Geländes von diesen bildete einen Spezialauftrag.

Hier sei noch das Urteil eines erfahrenen Kriegsberichterstatters angeführt, der die Verheerung mit eigenen Augen gesehen hat, welche diese Riesengeschütze anrichteten. Er schreibt:

Mit der ständig fortschreitenden Technik der Feuerwaffen haben sich das gesamte Kriegswesen und die Kriegsformen außerordentlich geändert. In jedem modernen Kriege wurde von neuem der nie aufhörende Kampf zwischen Befestigung und Waffenwirkung entschieden, jedoch in keinem derselben in den letzten Jahrzehnten hat sich eine solche Überlegenheit der Geschützwirkung herausgestellt, als wie es in dem großen Wörringeren 1914 der Fall ist.

Wenn wir zunächst auf die Erfahrungen der Geschützwirkung bei Panzerbedung zurückgreifen, so sehen wir eine geradezu vernichtende Überlegenheit der deutschen schweren Kaliber selbst gegenüber den modernsten Panzerschiffen. Das Fort Vincin bei Lüttich war nach kurzer Beschießung durch die 42-Zentimeter-Belagerungsmörser ein Trümmerhaufen. Und selbst das bestgebaut Panzerfort der Welt, das Fort Manonviller,

jfel in überraschend kurzer Zeit der Vernichtung anheim. Neben der auf Durchschlagkraft berechneten Geschoswirkung finden wir auch eine überraschend hohe Gaswirkung. Bereits aus dem russisch-japanischen Kriege berichtet der Kapitän Semow, der im Stabe des Admirals Koffsejewitsch die Seeschlacht bei Tschushima mitmachte, von den giftigen Dämpfen der Tschimogranaten der Japaner, die den Aufenthalt in den Panzerständen zeitweilig unmöglich machten. Aus dieser Erfahrung scheinen unsere Artilleristen weiter gebaut und die Gaswirkung in kluger Weise in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen zu haben. Wie richtig diese Kalkulation war, beweist am deutlichsten das Fort Manonviller. Nachdem die Luftzuführungsschächte zertrümmert waren, füllten sich die Vorräume durch die Ausströmungen der einschlagenden Granaten mit deren Gasen und verpesteten die Luft derart, daß bei längerem Verweilen der Mannschaft der Erstickenstod drohte.

Von der verheerenden Durchschlagkraft deutscher schwerer Kaliber erhielten wir einen Begriff im Fort Loncin, wo die Panzerdecke eines meiner Schätzung nach mindestens 25 Zentimeter starken Panzerturmes an der zusammenfügungsstelle durchschlagen war. Eine sehr interessante Wirkung der leichteren Kaliber der schweren Artillerie des deutschen Feldheeres sehen wir ferner im Fort Fléron, dem ersten Fort vor Lüttich, das genommen wurde. Dort haben deutsche Geschosse mit großer Treffsicherheit den Boden um einen Panzerturm so zerwühlt, daß die Maschinerie zum Drehen bloßgelegt und der Deckel des Panzers aufgehoben und verflammt wurde. Dieser Turm war daher bewegungsunfähig und konnte nur in einer Richtung feuern. Die Erfahrung des Forts Fléron sowie vor allem auch diejenige in Longwy, der ersten eroberten französischen Festung, beweisen in klarer Form, daß reinen Erdwerken gegenüber die deutsche Artillerie eine ganz gewaltige Überlegenheit besitzt und auch die Betonierung vielfach nicht der enormen Durchschlagkraft unserer Geschosse angepaßt war. Während im Fort Fléron die sehr tief angelegten Kajematten weniger gelitten haben, bietet Longwy in dieser Beziehung ein Bild der Verwüstung. Dort haben Geschosse durch drei untereinanderliegende Etagen hindurchgeschlagen, wobei wir nochmals ausdrücklich hervorheben möchten, daß diese hervorragende Wirkung nicht wie bei Fort Loncin mit 42-Zentimeter-Belagerungsmörsern, sondern mit den regulär in den Verband des deutschen Feldheeres eingereihten schweren Kalibern erzielt worden ist. Die Erdwerke selbst sind zum großen Teil abgedeckt, Hindernisse und Pflanzungsanlagen zusammengeschossen sowie auch das Mauerwerk der Eclarpe und Konterestarte schwer beschädigt.

Aber auch in der Taktik hat die schwere Artillerie des Feldheeres weitestente Veränderungen vorgenommen. Während man früher gleichzeitig eine größere Anzahl Fronten angriff und einen Abschnitt der Verteidigungsfront einem förmlichen Angriff unterwarf, sucht man jetzt an einer Stelle zunächst eine Breche in den Verteidigungsring zu brechen, um dann die ganze Verteidigungsfront aufzurollen. Aus diesem Grunde verzieht man das Feuer des größten Teiles der schweren Batterien auf den Punkt, an dem man die Entscheidung herbeizuführen wünscht. Man deckt das Fort in kurzer Zeit mit einem derartigen Hagel von Geschossen zu, daß die Verteidigungsmittel außer Gesicht gesetzt sind. Ganz abgesehen von der materiellen Wirkung darf man auch die moralische Wirkung nicht unterschätzen, welche diese fürchterliche Beschiesung auf die Massen des Forts ausübt. In schärfster Weise wird selbst dem bravsten Verteidiger das gänzlich hoffnungslose aller seiner Anstrengungen klar und er moralisch müde gemacht. Tritt dann noch, wie im Fort Loncin, ein Zufall hinzu, daß ein Munitionsmagazin in die Luft geht, so ist die

Wirkung natürlich doppelt niederschlagend. So ergab sich das dem Fort Loncin nächstliegende und ihm an Verteidigungsmitteln vollkommen gleichwertige Fort Hollogne schon nach sehr kurzer Zeit. Die Belagerung hatte die Vernichtung des Forts Loncin mitangehehen, die erste Aufforderung zur Übergabe lehnte der Kommandant ab. Hierauf begann deutsche Feldartillerie durch Einschleichen mit der genauen Ermittlung der Entfernung. Sobald aber die ersten Treffer dieser leichten Geschosse im Fort sahen, zeigte dieses die weiße Flagge in der Besorgnis, daß nun die fürchterlichen Geschosse der 42-Zentimeter-Belagerungsmörser nachfolgen und die Vernichtung des Forts besiegeln würden.

Neu ist auch das Verfahren, die Entfernung, um die Rohre der schweren Kaliber zu schonen, durch kleinkalibrige Geschosse erschließen zu lassen.

Ungewöhnlich günstig für die vorstehend geschilderte Taktik ist auch der Umland, daß die Schußweite und Treffsicherheit der großen Kaliber zu geradezu ungeahnter Höhe gebracht worden ist. Durch diese Eigenschaften werden die mit derartig schweren Geschüssen naturgemäß sehr schwierigen und zeitraubenden Stellungswechsel vermieden. So wurden die Lütticher Forts zum großen Teil von derselben Stellung aus, die am anderen Ufer der Maas in etwa zehn bis zwölf Kilometer Entfernung lag, der Reihe nach zusammengejagt. Und auch bei Longwy und Namur hat man nach den gleichen Gesichtspunkten gehandelt.

Den Wert der schweren Artillerie hat unter den Feldherrn der letzten Jahrzehnte zuerst wieder der Marschall Rogi erkannt, der nach vollendeter Einnahme von Fort Artur den gesamten schweren Belagerungstrain zur Schlacht von Wudon heranzuführen und am Bahnhof von Wudon, an der Entscheidungsstelle, durch das vernichtende Feuer seiner schweren Kaliber den Durchbruch erzwang.

Selbstfalls möchten wir unser Gesamturteil über die schwere Artillerie und ihre Verwendung dahin zusammenfassen, daß Artilleristen wie Techniker in glänzendster Weise zusammen gearbeitet haben, um einen „durchschlagenden“ Erfolg zu erzielen, und daß keiner unserer Gegner aus auf diesem Gebiete auch nur annähernd Gleichwertiges entgegenstellen kann.

Ein anderer Berichterstatter schildert die Wirkung der schweren Geschosse in Lüttich folgendermaßen:

Bei Lüttich besichtigte ich zunächst das Fort Fléron, wo die hervorragende Wirkung deutscher Feldartillerie deutlich zu sehen war, dann das Fort Loncin, worin sich auch General Leman befunden hatte. Dieses Fort ist ein Trümmerhaufen, in dessen Mitte sich ein 50 Meter großer und 30 Meter tiefer Trichter befindet. Gegen dieses Fort hatten vom anderen Maasufer aus zwei 42-Zentimeter-Geschosse auf eine Entfernung von zwölf Kilometer geseuert. Die dritte Granate durchschlag die Betondecke des Munitionsmagazins und das Fort flog in die Luft, 150 Meter höher unter sich begrabend. Das Fort bietet einen fürchterlichen Anblick. Die Panzertürme sind eingestürzt, die dicken Betonmassen aufeinander getürmt. Als das Fort Hollogne, das letzte, das die Belgier in Händen hatten, diese entsetzliche Wirkung unserer schweren Geschosse sah, ergab es sich schon nach den ersten Schüssen der Feldartillerie.

Vor Dinant.

In dem Bericht über die Tätigkeit der österr.-ungar. Motorbatterien ist wiederholt von den Kämpfen um die Festung Dinant die Rede. Maasabwärts von Givet, im scharf eingeschnittenen Tal des Flusses, liegt am rechten Ufer



Die belgische Stadt Dinant an der Maas, südlich von Namur.

Dinant. Die Stadt, überragt von unbewachten Kalksteinfelsen, deren höchsten Gipfel alte Festungswerke krönen, ist bekannt durch ihre „Dinanderies“, das heißt getriebene Kupferwaren. Gegenüber, verbunden durch eine kunstvoll konstruierte eiserne Bogenbrücke, liegt auf dem linken Maasufer die Vorstadt St. Medard. Die sich etwa 100 Meter über der Maas erhebende Zitadelle, früher eine bischöfliche Feste, wurde im Jahre 1821 von den Holländern erbaut, aber bereits 1878 aufgegeben und ist heute Privatbesitz. Dinant lag während der Kämpfe Ende August im Bereich des Schlachtfeldes der Armee v. Hausen gegen zwei französische Armeekorps, die den vordringenden deutschen Armeekorps den Übergang über die Maas zwischen Namur und Dinant streitig machen wollten.

Ein Mittkämpfer um Dinant erzählt:

Wir rüdten, die fünfte Kanalleriedivision, am Morgen des 8. August 1914 bei Martelingen über die luxemburgisch-belgische Grenze, ohne irgendwo ernstlichen Widerstand zu finden; die einzigen feindlichen Truppen, die wir trafen, war französische Kavallerie, die sich nirgend offen hervorwagte, mit Vorliebe aber Patrouillen überfiel. Wir machten täglich ziemliche Märsche und kamen rasch vorwärts. Wir kamen nie zum Schuß, so sehr wir uns sehnten, die Franzosen zum Ziel unserer Geschütze zu bekommen. Nach anstrengenden Märschen erreichten wir Dinant an der Maas und bezogen Bivak auf einem Haferfelde etwa vier Kilometer vor Dinant. Wir zogen dann mit den Pferden in das nahe Dorf zur Tränke. Kaum waren wir zurück,

als alarmiert wurde. Wir sattelten rasch und gingen etwa zwei Kilometer weiter rückwärts in Stellung. Aber der Feind ließ sich nicht sehen. Es war schon finstler, und wir schlofen diese Nacht bei den Geschützen, während die Prohen mit den Pferden im nächsten Dorf in Dedung waren. Eine Kompanie Jäger wurde uns zur Bededung beigegeben. Wir bereiteten uns aus Hafergarben ein Nachtlager und dedten uns mit Hafergarben zu. Vor Tagesanbruch holten die Prohen die Geschütze von der Höhe herunter, und ehe der Morgennebel sich verzogen hatte, standen unsere Batterien gefechtsbereit und eingegraben in einem Getreidefeld. Um dem Feind das Aufsuchen des Zieles zu erschweren, banden wir Getreidebüschel an die Räder und Schutzhilder.

Um 6 Uhr fiel der erste Schuß. Wir beschlofen die Stadt Dinant. Nach einer Stunde wurde uns gemeldet, daß aus der Festung starke feindliche Infanteriemassen im Vormarsch seien. Wir gingen weiter vor und prosthen hinter einer Bodenwelle auf einem Aker ab. Unsere Jäger schwärmten aus und gingen vor; die Radfahrerkompanie blieb in Reserve. Von unserer Kavallerie war nichts zu sehen; wahrscheinlich war sie anderweitig beschäftigt. Jetzt tauchten im Gelände vor uns feindliche Schützen auf und wurden gleich unter Feuer genommen. Sie rannten auf einige Gebäude zu. Als wir ihre Ablicht bemerkten, sich darin festzusetzen und Dedung zu suchen, schossen wir die Häuser in Brand. Da bemerkten wir, daß aus dem weiter zurückliegenden Walde die feindliche Infanterie in hellen Haufen hervorbrach, und eröffneten auf diese ein mörderisches Feuer auf 3000 Meter. Die Franzosen stukten, dann fluteten sie in den Wald zurück. Bald kehrten sie aber wieder um; denn sie hatten Verstärkung erhalten. Wir ließen ihnen jedoch keine Zeit zum Ausschwärmen, sondern feuerten in die dichten Massen hinein, sobald sie sich am Ausgang des Waldweges zeigten. Sie gingen zurück, brachen aber immer wieder vor, von unseren

Schrapnells stets wieder zurückgetrieben. Sie müssen in großer Übermacht gewesen sein, sonst hätten sie bei den schweren Verlusten nicht immer wieder angegriffen. Um 10 Uhr 30 Minuten holten wir die leichte Munitionskolonnen heran (das zweitemal). Die letzte 12 Uhr schien die Stoßkraft des Feindes gebrochen zu sein, denn es erfolgten keine feindlichen Angriffe mehr. Es trat eine Gesichtspause ein, und wir atmeten erleichtert auf.

Wir hatten blutige Arbeit getan. Der Hauptmann schickte nun von jedem Geschütz zwei Mann in das Dorf, um Lebensmittel zu requirieren. Ich war dabei. Es war wenig zu finden. Die Leute hatten selber nichts zu essen. Mit einigen Flaschen Wasser und etwas Brot begaben wir uns auf den Rückweg. Kaum waren wir aus dem Dorfe ins Freie, als uns ein Zischen in der Luft einen Augenblick aufhören ließ. Dann setzten wir uns in Laufschrift. Oh, wir kannten dieses Pfeifen, dem gleich, wenn ein Sturmwind in Telegraphendrähten heult. Unsere Batterie stand hundert gegen eins im feindlichen Artilleriefeld, und darum setzten wir uns in Laufschrift, um sobald wie möglich zu unseren Geschützen zu gelangen. Sobald wir anlangen, ging die Arbeit los. Die ganze Bedienung arbeitete wie eine Maschine. Kanonier Zwei richtete, Kanonier Eins zog ab, öffnete und schloß den Verschluss, Kanonier Drei handhabte den Lafettenschwanz, Kanonier Vier stellte mit dem Schlüssel die Entfernung an dem Zünder der Geschosse und lud, Kanonier Fünf reichte mir die Geschosse und packte die leeren Kartuschen in die Körbe. Die Munitionskolonnen packte Munition aus und die leeren Körbe ein. Jeder war auf seinem Platz. Aber und um uns heulten und plagten die feindlichen Granaten. Links und rechts, vor und hinter uns schlugen die Geschosse ein. Bald erkannten wir, daß wir der großen Übermacht der französischen weiterschließenden Geschütze nicht anhaben konnten; wir ließen deshalb das feindliche Feuer über uns ergehen und beschossen die feindliche Infanterie, die wieder vorging. Es war ein ungleicher Kampf: eine Batterie zu vier Geschützen gegen elf feindliche schwere Batterien.

Die Jäger mußten zurück, wollten sie sich nicht zusammenschließen lassen; sie hatten ohnehin schwere Verluste.

Ihre Maschinengewehre hatten aber auch ihre Schuldigkeit getan und die Feinde reihenweise niedergemäht. Wir feuerten, bis uns nur wenige Geschosse blieben. Dann — ja, was dann? Aufprotzen und die Geschütze aus dem Feuer bringen, war unmöglich, wollten wir in dem dichten Granatenhagel nicht alle Pferde verlieren. Also ausgehalten beim Geschütze.

Wir hatten unsere Rechnung mit dem Himmel gemacht und waren bereit, uns bei unseren Geschüt-

zen zusammenschließen zu lassen. „Kanonier 5, getroffen!“ hört man rufen. Alles dreht sich um; dort schaffen ihn schon zwei Sanitäter aus der Feuerlinie. Jetzt draußen wieder mehrere Granaten heran. Die gelten unserem Geschütz. Wir lachen, so gut es geht, hinter den Schilde Deckung. Dicht vor und hinter dem Geschütz fahren sie in die Erde, bewerfen das Geschütz mit Erde. Niemand verwundet. Ein eigenartiges Gefühl beschleicht doch den Menschen im Angesicht des gewissen Todes. Furcht? Nein. Doch wenn man der Heimat und der Lieben zu Hause gedenkt, beschleicht jeden ein Gefühl stiller Wehmut. Aber niemand verläßt seinen Platz, sein Geschütz. Wir schießen längst nicht mehr; wir erwarten stumm den Tod. Der Hauptmann steht beim Beobachtungswagen, das Fernglas in der Hand. Da scheint ihm ein Gedanke zu kommen. „Alle Mann an das erste Geschütz!“ ruft er. Wir gehorchen und bringen feuchend und schweißtriefend im Kugelregen das Geschütz etwa 500 Meter über den weichen Ader bis auf die Straße. Zwei Mann bleiben zurück zum Aufprotzen, die übrigen alle an das zweite Geschütz, dann das dritte, dann das vierte, dann die Munitionswagen, die allerdings nicht so schwer waren, da die Munition ziemlich verschossen war, und zuletzt der Beobachtungswagen. Die Granaten plagten um und über uns; aber niemand wurde getroffen. Auf der Straße protzten wir auf und gingen etwa zwei Kilometer zurück in eine neue Stellung. Die Franzosen schossen wie rasend auf die Stelle, wo wir zuletzt gestanden. Wären wir jetzt noch dort gewesen, so wären wir wohl alle schon tot oder verwundet. Jetzt stießen auch die erste und zweite Batterie zu uns. Auch ein Teil unserer Kavallerie fand sich bei uns ein.

Der Divisionskommandeur suchte uns noch am selben Tage auf und sprach uns seine Anerkennung aus über unser Verhalten. Er schloß mit einem Surra auf den Kaiser, in das wir alle froh einstimmten. Von mittag 1 Uhr bis um 6 Uhr hatten wir in diesem Feuer gestanden. Am späten Abend trafen wir unsere Jäger. Sie hatten vorn gelegen und die Wirkung unserer Ge-



Die Trümmer von Dinant. Die Stadt mußte wegen fortgesetzter Artilleriebeschüsse auf die durchziehenden deutschen Truppen, die hier erhebliche Verluste erlitten, teilweise in Brand gesteckt werden.

schoße beobachten können. Sie sagten alle einstimmig, sie sei fürchtbar gewesen. In Reih und Glied, so wie sie marschiert waren, lagen die Toten alle in einer Leutnant sagte, der Feind hätte an Toten allein 2000 Mann verloren. Wir bezogen Bivak beim Schloß Sorinés. Am anderen Tage gingen wir nach Aghene zurück, das an der Straße Dinant—Cienen liegt. Dort bivaktierten wir mehrere Tage. Wir mußten warten, bis das Gros und schwere Geschütze herankamen. Unser Rückzug von vier Kilometer war keine Niederlage. Die französische Infanterie aber, die an jenem Tage gegen uns gekämpft hat, hatte einen Begriff davon bekommen, was es heißt, mit preussischer reitender Artillerie zusammengeraten. Als nach fünf Tagen das Gros ankam, war unsere Aufgabe erfüllt, und wir zogen ab, um uns ein neues Tätigkeitsfeld zu suchen.

Auch in den nächsten Tagen wurde schwer um Dinant gekämpft.

Der Feldzug in Belgien und Nordfrankreich.

Nach neun Tagen fortgesetzter siegreicher Kämpfe konnte die vom gesamten deutschen Westheer unmittelbar nach Beendigung seines Aufmarsches unternommene allgemeine Offensive fast vollständig auf französisches Gebiet getragen werden. Dadurch wurde verhindert, daß die westdeutschen Gauen von den Einflüssen des Krieges heimgesucht würden. Von Cambrai bis zu den Südvogesen wurde der Feind überall geschlagen und zurückgedrängt, zum großen Teil zu vollem Rückzug und zur Flucht genötigt. Die französische Offensive war unter der Wucht des deutschen Vorstoßes völlig zusammengebrochen. Deutscherseits waren sieben Armeen im Kampfe, von welchen fünf in ständigem Zusammenwirken von der belgisch-luxemburgischen Grenze her eine vollständige Umfassung des nördlichen französischen Flügels bewirkt hatten. Am rechten deutschen Flügel stellte sich die Situation am 27. August folgendermaßen dar:

Lüttich und Namur waren gefallen. Die Armee des Generalobersten von Kluck hatte zuerst die aufläufende englische Kavalleriebrigade an der belgisch-französischen Grenze gewonnen und sodann die auf Maubeuge herangerückte Hauptmacht der Engländer geschlagen. Die Stärke der in Ostende gelandeten englischen Truppen ließ sich zunächst nicht feststellen, aber nach englischen Angaben befanden sich damals bereits 160.000 Mann Infanterie und 50.000 Mann Kavallerie, erprobte Soldaten, auf dem Kontinent. Die Armee des Generalobersten von Kluck hatte nun die Aufgabe, den von den Engländern gebildeten linken Flügel der verbündeten Armeen zu fassen und jede Verbindung der Franzosen mit Belgien längs des Kanals wirksam zu unterbrechen.

Die geworfene englische Armee, die angehts der bis Cambrai ausgebehten deutschen

Die feindlichen Artillerien standen sich bei Dinant gegenüber und somit ist es verständlich, daß diese Stadt zum allergrößten Teil zerstört wurde. Während nun die französische Artillerie die Kathedrale, dies alte Denkmal gotischer Bauart, die Fabriken und die Vorstadt Lesse in Schutt und Asche schoß, sei es absichtlich oder zufällig, blieb es der deutschen Artillerie vorbehalten, den Vorort St. Medard in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Nur sehr wenige Häuser sind erhalten oder unbeschädigt geblieben. Auf die Dauer konnten die Franzosen der deutschen Artillerie aber nicht widerstehen und der Feind mußte den Rückzug antreten, von den deutschen Truppen verfolgt.

Front nicht nach Norden auszuweichen vermochte, ging zurück, wurde aber von der deutschen Kavallerie nördlich von St. Quentin gezwungen, sich neuerdings zu stellen, und erlitt, zusammen mit drei französischen Territorialdivisionen, die ihr entgegengeköhrt waren, eine entscheidende Niederlage. Sie mußte sich über St. Quentin zurückziehen und mehrere Tausende Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie in den Händen der Deutschen zurücklassen. Ein von schwachen französischen Kräften unternommener Versuch eines Plankenangriffs in der Gegend von Combles, nordwestlich von St. Quentin, wurde durch ein deutsches Armeekorps zurückgeworfen.

Gleichzeitig aber mit dem Vorstoß nach Südwesten an und über die belgisch-französische Grenze erfolgte der deutsche Vormarsch nach Norden mit dem Ziel Antwerpen. Nach der Besetzung von Brüssel hatte sich die geschlagene belgische Armee gegen Antwerpen, den neuen Sitz der Regierung, zurückgezogen. Die deutschen Truppen folgten über Mecheln und Löwen unter ständigem Kämpfen mit den Nachhuten des Gegners.

Der Überfall von Löwen.

Am 25. August 1914 waren die deutschen Truppen in die Stadt Löwen eingezogen und fanden eine freundliche Aufnahme. Die Bürger bemühten sich geradezu, wie ein Augenzeuge, ein deutscher Offizier, erzählt, Offiziere als Einquartierung zu bekommen, nur wollten sie nicht gern mehr als einen und nicht den Burgen zugleich aufnehmen. Am Nachmittag kam die Meldung, daß die Besatzung von Antwerpen einen Ausfall machte; die deutschen Truppen rückten deshalb nach Norden ab und nur

ein Bataillon blieb zurück. Kurz nach 9 Uhr abends zog noch die zweite Staffel des Generalcommandos unter dem Befehl eines Rittmeisters in die Stadt ein und fuhr auf einem Platz zur Nachtraß auf. Bald schlug es neun. — Lassen wir den Augenzeugen erzählen:

Mit dem Schlage begann aus allen Fenstern der den Platz umgebenden Häuser und aus zahlreichen anderen Gebäuden ein heftiges Schießen auf die deutschen Truppen. Selbst Maschinengewehre wurden an Fenstern bemerkt. Daß gleichzeitig nicht eine Niedermehlung von Offizieren in deren Quartieren erfolgte, ist dem Umstande zu danken, daß ein Teil unerwartet ausgerückt war, die übrigen sich irrthümlich für alarmiert hielten. In einzelnen Quartieren fand man bereitgelegte Dolchmesser und Pistolen; zu welchem Zwecke, läßt sich denken, wenn man sich des Bestrebens der Quartierwirthe erinnert, die Offiziere einzeln zu bekommen. Derartige Meuchelmorde waren beliebt. In einem Ort nicht weit von Löwen wurde ein Offizier in seinem Quartier, während er ein Glas Wasser trank, von einer alten Frau von rückwärts erschossen. In einem Städtchen bei Löwen lud der Bürgermeister einen höheren Offizier zu sich zu Tisch; während dieser sich vor Tisch die Hände wusch, erschöpf ihn hinterrüds der Sohn des Hauses.

Die Vorbereitungen, die pünktliche Ausführung des Überfalles in der Zeit vollkommenster Ruhe und das Zusammengehen mit dem Ausfall aus Antwerpen erweisen zweifellos, daß es sich um eine lang und gut vorbereitete Verschwörung der Bürgerschaft, nicht um den Putsch eines erregten Mobs handelt. Wie weit der Kreis der Verschwörung gezogen war, dafür nur zwei bezeichnende Tatsachen: auf dem Rathaus, im großen Saal, wurde eine Menge bereitgestellter Munition gefunden; in der Kathedrale wurden Priester abgefaßt, die 500 Gewehre mit Munition verteilten; die Sachen wurden eben erst aus Kisten ausgepackt, in denen sie eigens für den Überfall bezogen worden waren.

Sonnenklar ist also, daß hier deutsche Soldaten von der ganzen Bürgerschaft planmäßig in einen Hinterhalt gelockt und feige ermordet worden sind. Daß belgisches Militär in Zivilkleidung mitgeholfen hat, ist höchst wahrscheinlich; unzählige Fälle beweisen, daß viele belgische Soldaten Zivilkleider im Tornister tragen und sich so unter dem Volk verstecken, wenn ihnen der offene Kampf gegen die Deutschen allzu gefährlich erschien.

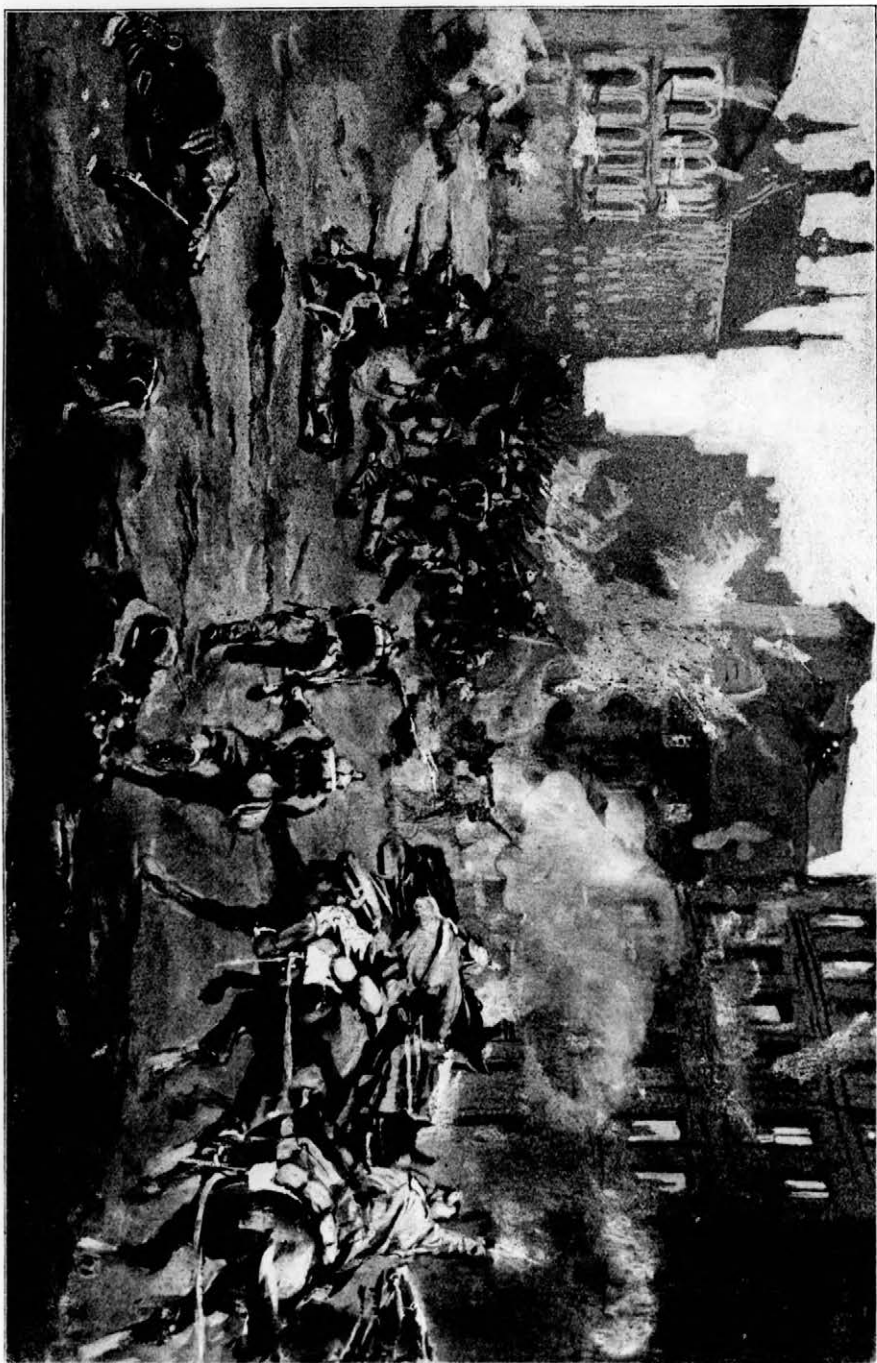
Keine Strafe ist für solchen Frevel hart genug, kein Exempel streng genug, die ganze Stadt war schuldig oder mitschuldig; die ganze Stadt mußte die Strafe fühlen. Die Häuser, die

sofort gestürmt werden konnten, als aus ihnen geschossen wurde, gingen in Flammen auf. In flagranti ergriffene Schuldige wurden föhliert. Ich sah noch die Leichen der Erschossenen an den Mauern liegen und konnte mich nur über die Mägigung wundern, mit der in dieser Beziehung verfahren worden war.

Als ich morgens auf den Marktplatz kam, brannten die Häuser am Markt. Hier steht das schöne Rathaus, ein Muster reicher Profangotik aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Es war völlig unversehrt, außen und innen, und selbst die Truppen, die in den unteren Höfen und Sälen quartierten, hatten mit äußerster Schonung und Rücksicht gewaltet: kein Bild, kein Möbelstück war zerstört oder verdorben, kein Gegenstand weggerückt oder genommen. Der Marktplatz selbst hat keinen Kunstwert, schmucklose Kaufmannshäuser mit hohen Giebeln fassen ihn ein.

Wie gesagt, brannten diese Häuser bereits an der vom Rathaus abgelegenen Seite des Marktes. Die Flammen krochen zwar nur langsam, drangen aber doch trotz der Feuermauern über die hohen Dachstühle von Haus zu Haus, so daß Gefahr vorhanden war, daß das Feuer bis zum Rathaus vordringen könnte, an das auf dieser Marktseite die Häuserreihe dicht herandrängt; außerdem war das Gebäude wegen der Erneuerung seiner Fassaden noch mit einem starken Holzgerüst umgeben. Eine Eisenbahnbaukompanie befand sich in der Stadt, und den ganzen Tag lang wurde ausschließlich und mit allen Kräften daran gearbeitet, das Rathaus zu retten. Unter Lebensgefahr kletterten die Soldaten mit Schläuchen auf die Giebel der brennenden Häuser, um das Weitergreifen der Flammen zu verhüten. Als sich dies unwirksam zeigte, wurde zu sachgemäßen Sprengungen geschritten. Mit sieben Sprengküssen wurden die dem Rathaus zunächst gelegenen drei Häuser geprenzt — nachdem alle Fenster des Rathauses geöffnet worden waren, damit auch der Luftdruck keinen Schaden tun könne —, daß sie in sich zusammenstürzten, ohne daß auch nur ein Steinchen die Rathausseitenfassade verlegt hatte. Nun war ein breiter Schutzstreifen entstanden, den die Flammen nicht überspringen konnten, das Vaudenkmal war gerettet. Ich überzeugte mich davon, als ich sieben Tage später wieder durch Löwen kam: erloschen war überall das Feuer, unversehrt prangte der Bau.

Vom Dom, der einen durchaus haufälligen, ungepflegten, höchst reparaturbedürftigen Eindruck macht, ist nur der Dachstuhl abgebrannt und ein kleiner Teil des morischen Gewölbes über dem Chor eingestürzt: nichts ward vernichtet, was nicht bei der notwendig gewordenen Renovierung auch sonst hätte erneuert werden



Die Befähigung bewährter Truppen durch die sündener Zerstörung am Abend des 25. August 1914.

Stab einer Kriegsmarkierung von G. Koss.



müssen. Von der ganzen Stadt ist wirklich zerstört vielleicht der fünfzigste, ausgebrannt im ganzen kaum der zehnte Teil.

Ein anderer Bericht sagt:

In Löwen war am Montag noch alles ruhig. Unsere Kolonnen und Truppen waren ausgeladen und hatten Quartier in Wirtshäusern und Häusern bezogen, friedlich in gegenseitigem Verkehr mit den Einwohnern. Am Dienstag nachmittags kam die Meldung von einem drohenden Ausfall aus Antwerpen. Unsere Truppen verließen Löwen, so daß wenig Militär in der Stadt zurückblieb. Ein Landsturmbataillon blieb zum Bahnschutz, während der kommandierende General mit der ersten Staffel seines Stabes zur Gefechtslinie eilte.

In diesem Augenblick begann an verschiedenen Stellen der Stadt ein mörderisches Feuer. Die zweite Staffel des Stabes wurde angegriffen, fünf Offiziere wurden durch Schüsse verletzt und sämtliche Pferde der Staffel erschossen. Aus den um den Marktplatz gruppierten Cafés, aus dem Hinterhalt, von Dächern und hinter Schornsteinen hervor wurde geschossen. Das Feuer wurde erwidert. Zwei Priester, die nachweisbar Munition verteilt hatten, wurden am Denkmal auf dem Marktplatz erschossen.

Der Straßenkampf nahm ungeahnte Formen an. Es kamen neue Bagagekolonnen hinzu, die den Kampf mitaufnahmen. Bald brannte Löwen an vielen Stellen. Der Kampf dauerte von Dienstag abends bis Mittwoch nachmittags. Die Stadt einschließlich der nördlichen Vorstadt Heret ging an vielen Stellen in Flammen auf.

Ein dritter Bericht:

Zur gleichen Stunde, zu welcher die belgische Armee einen Ausfall aus Antwerpen machte, der gänzlich abgeschlagen wurde, überschüttete plötzlich die Bevölkerung von Löwen, die bisher völlig friedlich gewesen war, aus allen Fenstern, aus den Kellern und von den Dächern herab die in den Straßen befindlichen ahnungslosen deutschen Wachen, Kolonnen und durchmarschierenden Truppen mit Gewehr- und Pistolenfeuer.

Es entwickelte sich dann ein fürchterliches Handgemenge, an dem sich die gesamte Zivilbevölkerung beteiligte. Unseren Soldaten gelang es in kürzester Zeit, der rasenden Bevölkerung Herr zu werden. Leider ist auch bei diesem hinterlistigen Überfall viel deutsches Blut geflossen.

Das Gebot der Selbsterhaltung verlangte hier, daß die schwere Schuld, die die Stadt Löwen auf sich geladen hat, sofort und unnach-sichtlich ihre Sühne fand.

Als Kunstfreund muß man dies tief beklagen, allein hier gab es keine andere Wahl. Die deutschen Soldaten zeigen eine seltene Mannszucht und Gutmütigkeit, wenn aber die Bürger Belgiens mit ihren heimtückischen Überfällen fortfahren, und wenn deutsche Soldaten zusehen müssen, wie ihre Kameraden von siedendem Öl verbrüht zusammenbrechen, das teuflische Weiber über sie ausgossen, dann erfaßt sie heiliger Zorn und sie lassen an der schuld-würdigen Stätte keinen Stein mehr auf dem anderen.

Es unterliegt keinem Zweifel: der Überfall in Löwen war behördlich organisiert und sollte den Ausfall von Antwerpen unterstützen, denn beides ereignete sich genau zur gleichen Zeit.

Ein vierter Augenzeuge, eine Dame, die sich in einem Kloster bei Löwen aufhielt, erzählt:

Als die Deutschen in Löwen einzogen, kam ihnen die Bevölkerung zunächst freundlich entgegen. Plötzlich aber begann sich die Stimmung der Löwener Bevölkerung zu ändern. Als an dem denkwürdigen letzten Tage die Deutschen von Löwen auszogen, um den Ausfall der Antwerpener zurückzuführen, verbreiteten die Belgier blühschnell das Gerücht durch die Straßen: „Es wurde uns gelagt, es rücken Franzosen und Engländer zu unserer Hilfe heran“, und plötzlich hatte sich die beinahe kriechende Freundlichkeit der Löwener in die bitterste Bosheit verwandelt.

Ein mörderisches Feuer begann aus den Fenstern. Auf dem Dache eines hohen Hauses war sogar ein Maschinengewehr aufgestellt, das gegen die Deutschen feuerte. Eine unsägliche Verwirrung entstand. Von dem Turme der herrlichen Peterskirche schossen zwei Mönche herab; wie sich später zeigte, waren es zwei französische Offiziere, die sich im Mönchshabit verkleidet hatten. Es dauerte gar nicht lange, da fürste eine Nonne mit der Schreckensnachricht herein, daß die Bewohnerschaft von Löwen die Deutschen zu morden beginne, die in der Stadt zurückgeblieben waren. Mit Zittern und Jagen erwarteten wir unser Schicksal, das uns unausbleiblich schien. Endlich, endlich schien die Ruhe wieder hergestellt. Die den Einwohnern von Löwen anvertraute Hilfsmannschaft der Franzosen und Engländer war noch immer nicht eingedrückt. Hingegen hatten die Deutschen die Oberhand behalten.

Mit einem Male hieß es, zur Strafe für den Verrat werde Löwen niedergebrannt. Die Einwohner hätten binnen zehn Minuten die Häuser zu verlassen. Wir trauten uns gar nicht, uns als Deutsche zu erkennen zu geben, da wir inzwischen von der Bösartigkeit der Belgier so manche Beispiele gehört hatten. So hatte ein verwundeter Belgier um Wasser gestöhnt. Ein deutscher Soldat beugte sich mitleidig zu ihm herab und stößte ihm Wasser ein, in diesem Moment erschöß ihn der Verdumdete mit seinem Revolver.

Eine Episode wird mir unergeslich bleiben. Wir hörten, daß auch Frauen und Kinder auf die deutschen Soldaten schossen. Plötzlich kletterte über die Klostermauer eine Frau mit vier kleinen Kindern. Wir wollten ihr den Eintritt erst nicht gestatten. Sie erzählte, daß in ihrem Hause „Franktireurs“ eingedrungen seien, die ihren Mann zwangen, auf die Deutschen zu schießen. Als die Deutschen in das Haus stürmten, gelang es den Franktireurs, zu entweichen, und ihr Mann mußte, da er mit der Waffe in der Hand angetroffen

worden war, als derjenige gelten, der geschossen hatte. Er wurde auf der Stelle füßliert und das Haus angezündet. Ihre Mutter, eine alte Frau, konnte sich aus dem Hause nicht mehr retten und verbrannte darin.

Es besteht kein Zweifel, daß der heimtückische Überfall auf die deutschen Truppen planmäßig vorbereitet war, und ist es auch klar, daß er keine andere Sühne finden konnte, als die Erschießung der mit den Waffen in der Hand Betroffenen oder des Überfalles Überführten und die Niederbrennung der Häuser, aus denen auf die deutschen Truppen geschossen wurde. Wenn dabei auch alte Kultur- und Kunstwerke zerstört wurden, so war das gewiß bedauerlich, aber nicht zu ändern.

Von den Gegnern Deutschlands wurde nun ein wahres Kesseltreiben gegen die deutschen „Hunnen“ und „Barbaren“ veranstaltet, die friedliche Bürger überfielen, Frauen und Kinder mordeten und die alten Kulturdenkmäler im Feindesland brandstiftend vernichteten. Durch diesen Lügenfeldzug sollte die öffentliche Meinung der ganzen Welt vergiftet werden. Die deutsche Regierung sah sich veranlaßt, diesem Treiben mit allem Nachdruck entgegenzutreten. Halbamtlich wurde zunächst folgendes verlautbart:

Belgien verbreitet amtlich eine falsche Darstellung der Vorgänge, denen die Stadt Löwen zum Opfer fiel. Deutsche Truppen seien durch den Ausfall aus Antwerpen zurückgeworfen und von der deutschen Besatzung von Löwen irrtümlich beschossen worden. Dadurch sei der Kampf in Löwen entstanden.

Die Ereignisse beweisen einwandfrei, daß die Deutschen den belgischen Ausfall zurückgewiesen haben. Während dieses Kampfes vor Antwerpen erfolgte in Löwen an vielen Stellen der zweifellos organisierte Überfall auf die zurückgebliebenen Deutschen, nachdem sich bereits über 24 Stunden ein scheinbar freundlicher Verkehr zwischen den deutschen Truppen und den Stadtbewohnern angebahnt hatte. Der Überfall traf zunächst hauptsächlich ein Landsturmbataillon, also ältere, ruhige Leute, selbst Familienväter, ferner die zurückgebliebenen Teile des Stabes eines Generalkommandos.

Die Deutschen hatten zahlreiche Verwundete und Tote, gewannen indessen die Überhand durch neue, mit der Bahn eintreffende Truppen, die bei der Einfahrt und auf dem Bahnhofplätze mit Schüssen empfangen wurden. Die Untersuchung über die Einzelheiten ist im



Das berühmte Rathaus und die Kathedrale von Löwen, die im Mittelpunkt des Frankfurterviertels liegen

Gänge. Das Ergebnis der Untersuchung wird veröffentlicht werden. Die Wahrheit des vorstehenden Mitgeteilten ist über jeden Zweifel erhaben. Das Rathaus ist von der Feuersbrunst gerettet worden.

Weitere Löschversuche blieben erfolglos.

Später veröffentlichte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ einen Bericht eines dienstlich nach Löwen entsandten Beamten des kaiserlichen Generalgouvernements in Brüssel, in welchem festgestellt wurde, daß nur ein Fünftel bis ein Sechstel der Stadt in Trümmer gelegt war. Die meisten öffentlichen Gebäude sind erhalten geblieben, vor allem das herrliche Rathaus. Die Peterskirche ist nur so beschädigt, daß ihre Wiederherstellung leicht wieder möglich sein wird. Auch konnten alle wertvolleren Gegenstände durch die deutschen Soldaten aus der Kirche gerettet werden.

Die Erhaltung der Kunstschätze, heißt es in dem Bericht, ist vor allem auf das umsichtige Eingreifen des Stappenkommandeurs Major v. Manteuffel und des Obersten Vof von den Eisenbahntruppen zurückzuführen, die alles taten, um eine Ausbeutung des Brandes zu verhindern. Insbesondere Major v. Manteuffel tat viel für die Rettung des Rathauses und die Erhaltung der Benediktinerabtei Mont César.

Die Rechtspflege konnte wieder aufgenommen werden. Die Gerichte unterstützen wirksam den Ortskommandanten durch energisches Vorgehen gegen das Gesindel. Den ständig anjünglichen Elementen ist die Rückkehr gestattet. Es macht sich bereits wieder eine Zunahme der Bevölkerung bemerkbar. Eine Reihe von Verkaufsläden ist wieder geöffnet. Die Kleinbahn Löwen-Brüssel nimmt den Verkehr in gewissem Umfange wieder auf, so daß der blühenden Bierbrauerei Löwens, die allgemein wieder im Gange ist, die Möglichkeit der Verfrachtung gegeben ist. Ferner können durch die Kleinbahn die für Löwen notwendigen Lebensmittel herangeschafft werden. Auch die öffentlichen Dienste sind nach Möglichkeit wieder in Gang gesetzt.

Ein weiterer offizieller Bericht sagte, daß von einer vollständigen Zerstörung von Löwen, wie sie von der belgischen Regierung behauptet worden war, nicht die Rede sein könne.

Zerschossen und niedergebrannt sind nur die östlichen Quartiere, in welchen nach friedlicher Übergabe der Stadt die deutschen Truppen heimtückischerweise systematisch und anhaltend beschossen worden sind. Vor allem die Straßenzüge, die vom Bahnhof und aus der Richtung von Tirlemont nach dem Inneren der Stadt führen. Alle Häuser und Wände in diesen Straßen sind mit Kugelspuren dicht überjät, ein Beweis, wie jedes einzelne Straßenviertel gestürmt werden mußte.

Dagegen ist die ganze südliche Hälfte der Stadt und auch ein Teil des Westens so gut wie unverseht geblieben. Zahlreiche Häuser trugen hier Inschriften wie: „Hier wohnen gute Leute, bitte schonen!“

Das Rathaus, die Perle Löwens, ist völlig erhalten. Es wurde durch die deutschen Truppen gerettet. Offiziere, die am Straßenkampf beteiligt waren, erzählen, daß die Soldaten Dampfpijzen hervorholten, um den Brand im Rathause und in den benachbarten Häusern zu löschen und so dieses architektonische Kleinod vor dem Untergange zu bewahren. Sie führten das Rettungswerk durch, obwohl sie bei der Löscharbeit fortgesetzt von Löwener Bürgern weiterbeschossen wurden. Leider gelang es nicht, die wertvolle Universitätsbibliothek zu retten. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt, das Schiff ist erhalten.

Schließlich wurde amtlich noch folgende Feststellung bekanntgemacht:

Der Kunstkonservator des deutschen Generalgouvernements Brüssel berichtet, daß er in Löwen eingehend die Kirchen, das Rathaus, die Bibliothek und anderes Bemerkenswertes besichtigt und geprüft habe. Alle Kunstschätze sind im Rathause vereinigt unter der Aufsicht des Kommandanten.

Das Rathaus ist ganz unverseht. Der Dachstuhl der Peterskirche ist stark beschädigt; die Deckengewölbe weisen leichte Löcher auf. Die Michaelskirche, die Jakobskirche mit der Hubertustaschelle und die Gertrudenkirche sind vollkommen unbeschädigt. Die Fassaden der schönen Bibliothek sind sehr beschädigt, aber wieder herzustellen.

Etwa ein Sechstel der Stadt ist zerstört, darunter die ganze Bahnhofstraße und die Gebäude um die Place du Peuple. Die Häuser um das Rathaus und um die Peterskirche wurden von Eisenbahnern auf Befehl des Stadtkommandanten geprengt, um die Flammen vom Rathaus abzuhalten.

Deutsche Offiziere und Unteroffiziere retteten die Kunstschätze aus der brennenden Peterskirche. Die Bilder „Das Abendmahl“ und „Der heilige Erasmus“ von Dieric Bouts sind tadellos erhalten. Die zerstörten Gebäude, aus denen geschossen wurde, sind durchweg moderne Privathäuser, ohne kunstgeschichtlichen Wert.

In Lüttich sind sämtliche Kirchen und Kunstsammlungen intakt. Die Sankt Paulskirche weist nur eine kleine Beschädigung eines Fensters auf. Der Kirchenschatz und die Museen sind unberührt.

In Huy ist die Kollegiatkirche unverseht. Vier Reliquienbehälter wurden nach Aussage der Geistlichkeit nach Antwerpen gebracht.

Ein Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“, der kurz nach dem Überfall die Stadt Löwen besucht hat, stellt fest:

Löwen ist nicht dem Erdboden gleichgemacht. Es ist bewauerlich, daß man das erst verschern muß. Der Irrtum hätte niemals entstehen dürfen, nicht nur, weil er eine falsche Tatsache darstellt, sondern weil er im neutralen Zustande uns sehr geschadet hat. Unsere Soldaten — ich habe sie selbst in Löwen gesehen und gesprochen — sind keine Mordbrenner, die aus reiner Zerstörungslust Brand legen oder in der Ausführung einer gerechten Strafe die Besinnung verlieren. Sie waren in hinterlistiger Weise von den Bewohnern, die seit einer Woche schon ganz vertraulich taten, am Abend überfallen worden und sie haben sofort Vergeltung geübt. Die Offiziere hatten den Kunstwert des Rathauses, der Kathedrale und der Bibliothek wohl erkannt und keine Anstrengung gescheut, diese Bauten und ihren Inhalt zu retten. Nur bei der Bibliothek ist das Rettungswort nicht gelungen. Mit Erlaubnis des Generalkommandos wollen wir hier ihre Namen mitteilen: Major v. Mantuffel vom Bezirkskommando in Altenburg und Major v. Ebert vom 53. Landwehrregiment. Auch die übrigen Herren, alle Reserveoffiziere, die im bürgerlichen Leben angenehme Stellungen einnehmen, sind hochgebildete Menschen. Sie alle wußten, was sie in der Stadt Löwen vor sich hatten. Der lebendigste Beweis ist die Erhaltung des außerhalb der Stadt gelegenen Klosters Mont César, aus dem noch einige Tage nach dem ersten nächtlichen Überfall auf die Truppen geschossen wurde. Regen seiner Kunstschätze wurde das Kloster gespart, das die Strafe dreifach verwirrt hatte.

Was in Löwen zerstört wurde, sind in der Hauptsache Privathäuser, moderne Bauten banaler Art. Die älteren Häuser in der Umgebung des Rathauses haben auch keine historische oder künstlerische Bedeutung besessen und wären über kurz oder lang einem Bau- und gesundheitspolizeilichen Zwang erlegen. Diese Überlegungen können das Bewahren nicht vermindern, daß ein Stück schönes Stadtbild in Flammen aufging. Aber die Schuld fällt ganz und gar auf die Bewohner, denen in den ersten Tagen nach dem Kriegsausbruch von ihrer eigenen Regierung die Strenge des Kriegrechts auseinandergesetzt wurde. Die belgische Regierung warnte durch Maueranschläge die Bevölkerung ausdrücklich davor, sich die Rechte der kriegführenden Heere anzueignen. Sie hätte freilich — und das ist ihre schwere Verantwortung — darauf sehen müssen, daß ihre Anordnungen befolgt werden. Dem weitest größten Teil der Bevölkerung von Löwen muß man übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nicht an dem Überfall teilgenommen hat. Viele schrieben an ihre Türen: „Gute Leute hier.“ Jedenfalls sind drei Viertel, wenn nicht vier Fünftel der Stadt unversehrt. In den äußeren Stadtteilen, in ganzen Straßen merkt man nicht das geringste davon, daß der Krieg im Lande tobt.

Wenn man vom Bahnhof kommt, empfängt man sofort den schlimmsten Eindruck. Hier hat der Kampf am lebhaftesten getobt. Der halbbrunde Platz ist mit den Mauern ausgebrannter Häuser begrenzt. Die kleine runde Anlage mit dem Denkmal des Advokaten van de Weyer wäre ein Friedensbild in der Zerstörung, wenn nicht die Grabhügel der getöteten deutschen Soldaten auf dem Rajen zu sehen wären. Eine große Zerstörungsscheibe des Bahnhofgebäudes, in dem deutsche Soldaten sich verschanzten, trägt eine Anzahl runder Löcher, die Spuren der Kugeln, die für sie bestimmt waren. In der in gerader Linie zum Stadthause ziehenden Bahnhofstraße sind viele Häuser zerstört. Dazwischen stehen andere, die völlig unversehrt sind. Daraus ergibt sich deutlich, daß es sich nicht um eine systematische Nieder-

legung der Stadt gehandelt hat, sondern daß individuell vorgegangen wurde. Nur die Häuser, aus denen geschossen wurde, fielen zum Opfer. Einen ähnlichen Anblick bieten andere Straßen, die westliche und südliche Umgebung des Rathauses und der Kathedrale (Peterkirche) bis zur Place du Temple. Gelitten hat also im ganzen nur die Bahnhofstraße mit einigen Nebenabhängigen und das Zentrum, also die Viertel, die vom Bürgertum bewohnt waren. Der Schaden ist in der Hauptsache rein materiell, und wenn die Betroffenen später nicht entschädigt werden, haben sie es sich selbst zuzuschreiben.

Das zierliche Rathaus steht tadellos da wie vor der Katastrophe. Man war im Begriff, umfassende Restaurationsarbeiten vorzunehmen, und eine Seite ist mit einem Baugerüst verdeckt. Die Kirche St. Pierre, die daneben steht, ist ebenfalls erhalten. Nur das Dach fehlt. Der Chor ist außen neuerdings ausgebessert worden und sieht wie ein Neubau aus. Die Vorderseite der Kirche ist alt. Der Brand war durch Flugfeuer in den Dachstuhl getragen worden, und bei der Höhe des Gebäudes konnten die Löscharbeiten nicht ihre volle Wirkung erlangen. Das Rathaus wurde dadurch gerettet, daß man in den anliegenden Häuserblöcken große Brechen sprengte. Da eine Eisenbahnerkompagnie im Bahnhof lag, konnten diese Sprengarbeiten rasch genug durchgeführt werden. Auf der Südwestseite blieben diese Maßregeln nutzlos. Die Bibliothek brannte, vom Flugfeuer ergriffen, innen aus. Aber die Fassade des Hauses ist erhalten.

Über die Vorgänge am verhängnisvollen Abend des 25. August habe ich mir folgendes Bild machen können. Unsere Truppen waren bereits seit dem 17. August in der Stadt, und die Bewohner schienen bereit, sich in gutem mit der Besatzung abzufinden. Vielleicht hätten sie sich weiter wohl verhalten, wäre nicht am 25. August der Ausfall der belgischen Truppen aus Antwerpen verlust worden. Belgische Infanteriebataillone waren auf etwa zehn bis zwölf Kilometer an die Stadt herangetommen. Die Bevölkerung mußte von dem Ausfall unterrichtet gewesen sein. Da deutsche Truppen in die Stadt zurückzogen, entstand offenbar die Vorstellung, die Antwerpener hätten einen Sieg errungen, und so feuerte man Schlag 8 Uhr in mehreren Straßen aus den Häusern. Die eigentlichen Besatzungstruppen am Bahnhof waren beim Abendessen, die Offiziere in den Hotels. Niemand also dachte an Schlimmes. Sofort wurde Alarm geblasen, und die Soldaten durchzogen die Straßen. Der Major wählte einige Geiseln, die vor ihm hergehen mußten und den Bürgern in französischer und flämischer Sprache die Gefährlichkeit ihres Beginns auseinandersetzten. Nichts half. Nach einiger Zeit fingen die Schüsse von neuem an, und so ging es während der ganzen Nacht. Die Soldaten nahmen eine Anzahl Einwohner mit den Waffen in der Hand gefangen, die am folgenden Morgen nach kriegsgerichtlicher Aburteilung erschossen wurden. Eine am Abend angekommene Abteilung Artillerie gab im ganzen sechs Schüsse ab, und zwar auf Häuser, die schon brannten. Von einer Beschießung kann man also nicht reden. Ein Teil der Bevölkerung hat sich Grausamkeiten gegen die Verwundeten zuzulinden kommen lassen. In der Rue Marie Thérèse fand man deutsche Soldaten mit abgetrennten Händen und aufgeschlitztem Leibe. Ein Fahnen-träger hatte einen Schuß in die Schädelscheibe erhalten, was vor also von oben herab auf ihn geschossen worden. Nachträglich erhielt übrigens ein junächt nicht beachteter Vorgang eine sehr charakteristische Ausbeutung: Bürger hatten bei der Einquartierung nur um Offiziere gebeten und die Burken ablehnen wollen.

Löwen ist das Opfer einer trügerischen Augenblickshoffnung geworden. Die Einwohner glaubten, sie könnten dem nach ihrer Meinung gelungenen Ausfall



Antwerpen: Blick von der Kathedrale auf die Unterfelseide.

aus Antwerpen zum vollen Sieg verhelfen. Da die deutsche Besatzung ziemlich schwach war — auch ein Beweis dafür, wie gut man es meinte — schien diese Hoffnung um so berechtigter. Aber sie endete mit Schrecken.

Die deutschen Militärbehörden ließen sich nicht abhalten, der Stadt alle Sorgfalt zuzuwenden. Ein Universitätsprofessor hat sich an Stelle des geflohenen Bürgermeisters an die Spitze der Gemeinde gestellt und sorgte im Einverständnis mit der Kommandantur für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Man wird die teilweise zerstörten Gas- und Wasserleitungen wieder herrichten, man trifft Vorkehrungen für die ausreichende Beschaffung von Nahrungsmitteln, die Straßenbahn nach Brüssel wird wieder in Betrieb gesetzt usw. Die Schäden werden also bald ausgebessert sein, und vielleicht zieht das übrige Belgien die Lehre daraus. Wie Generalfeldmarschall von der Goltz in seiner Bekanntmachung an das Land ausdrücklich sagte, verlangt niemand von ihnen Verleugnung ihrer patriotischen Gesinnung, sondern nur eine vernünftige Fügsamkeit.

Dominikaner aus Löwen, die man gewiß nicht der einseitigen Parteinahme für die deutschen Truppen verdächtigen kann, erzählen die Vorgänge folgendermaßen:

Am Nachmittage des 25. August kamen um 5 Uhr neue deutsche Truppen an, die, wie auch die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, Engländer und Fran-

zosen seien von zwei Seiten im Anzuge. Man hörte um diese Zeit Kanonendonner und Gewehrfeuer. Als bald wurden schon aus den Häusern vereinzelt Schüsse auf die Soldaten abgegeben, was zur Folge hatte, daß um 1/8 Uhr abends die Soldaten unter die Waffen gerufen wurden. Da begannen die Bürger in größerer Zahl aus den Häusern auf die Deutschen zu schießen. Die Truppen antworteten mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Schon gingen Häuser in Flammen auf, besonders in der Bahnhofstraße. Die große Peterstraße, in der man Waffen gefunden hatte, wurde zusammengehossen. Jeder, der sich an Fenster zeigte, wurde beschossen. Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und aufs Rathaus gebracht. Darunter befanden sich der Vizektor der Universität Coenraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus wurden diese Geiseln unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, damit sie an den Straßenecken die Bewohnerschaft in französisch und flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis 4 Uhr früh. Gleichwohl wurde während dieser Zeit aus den Häusern geschossen. Die Soldaten erwiderten das Feuer und die Brände mehreten sich.

Am Mittwoch mittags wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt, und sie verkündeten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde. Es nützte nichts; selbst während dieses Rungebanges wurde das Feuer nicht eingestellt; man schoß sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Arzt. Die ganze Nacht auf Donnerstag setzten sich diese Schändlichkeiten fort. Beson-

ders auf dem Boulevard gingen nun immer mehr Häuser in Flammen auf.

*

Es ist nachträglich festgestellt worden, daß das Feuer auf die deutschen Truppen aus einem Hause gegenüber dem Bahnhof, wo der Stadtkommandant und der Stab untergebracht waren, eröffnet wurde. Die von der Presse über die Mißerfolge ihrer Truppen im unklaren belassene und gegen die Deutschen verhetzte Bevölkerung hatte sich hier zu einer Tat des Wahnsinns hinreißen lassen, die nahezu beispiellos dasteht. Daß sie nicht noch bitterer dafür büßen mußte, hat sie der Besonnenheit der deutschen Truppen zu danken. So lagen die Dinge in Wirklichkeit; und was in der Presse der Entente über deutsche Grausamkeiten erzählt wurde, war von Anfang bis zu Ende erlogen. Gewiß hat in Löwen auch mancher Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen, aber nach dem heimtückischen Überfall wäre es begreiflich gewesen, wenn die deutschen Truppen nicht einen Stein auf dem anderen gelassen hätten. Sie haben jedenfalls gerechte Gerechtigkeit geübt, und die Betroffenen hatten kein Recht, sich darüber zu beklagen.

*

Die Festung Antwerpen.

Am 27. August wurde unweit Mecheln ein neuer belgischer Ausfall in blutigem Kampfe von den deutschen Truppen zurückgeworfen; der Ring der deutschen Kräfte legte sich immer enger um die Hafenstadt und Festung Antwerpen. Am 29. August nachmittags begannen die Deutschen die Beschließung der Forts Waelhem und Wavre-Ste. Catherine und zogen nachts in Mecheln ein. Ein Vorstoß gegen die Einschließungslinie wurde zurückgewiesen. Damit war der Kampf um den letzten Zufluchtsort der belgischen Armee in ein akutes Stadium getreten. Durch die Besetzung von Mecheln waren die Deutschen in der Lage, den Artilleriekampf gegen die äußersten südlich von Antwerpen und nur zirka drei Kilometer von Mecheln gelegenen Sperrfortgruppen ausreißend zu basieren. Diese Forts waren die am weitesten südwärts vorgeschobenen Außenwerke, die brückenkopfförmig vor der Rupel- und Kethelinie lagen und die dortigen Übergänge sichern sollten.

Antwerpen repräsentierte in seiner durch-

aus modernen Gestalt und im Zusammenhang mit den vorgeschobenen Posten Namur und Lüttich einen hochwertigen Typ der Landbefestigung kleiner Staaten, welche es sich zum Ziele setzte, den Gegner durch strategische Defensiv zu ermüden oder selbst zu erschöpfen und damit Zeit zu gewinnen, bis eine anderenorts herbeigeführte günstige Entscheidung zugleich das Schicksal der Festung und auch des Landes mitbestimmt. Hierbei ist die naturgemäße Voraussetzung, daß eine solche Zentralbefestigung den Hauptteil der Streitkräfte des betreffenden Landes in sich aufnimmt und dergestalt den Gegner, der die so geschützten mobilen Streitkräfte zu vernichten trachtet wird, zu einem opfervollen Kampfe zwingt.

Einen solchen Zentralpunkt stellte nun die Festung

Antwerpen in weitestem Sinne dar. In den Anfängen seiner Befestigung auf das 7. Jahrhundert zurückreichend und seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ständig befestigt, hatte Antwerpen nimmehr die siebente Belagerung auszuhalten. Nach der ersten Einschließung im 16. Jahrhundert fiel gelegentlich der zweiten Belagerung 1706 die Zitadelle dem Herzog von Marlborough in die Hände. Gelegentlich der dritten Berennung 1746 erlag die Festung den Franzosen bereits nach sechs Tagen und war auch bei der nächsten, im Jahre 1792 erfolgten Einschließung nach einer Beschießung von wenigen Stunden in die Gewalt der Franzosen gelangt. Nachdem es im Jahre 1814 von Carnot verteidigt worden war, ergab sich 1832 die sechste und bisnun bedeutendste Belagerung Antwerpens als damals holländischer Festung durch die Franzosen und Engländer. Dieser Angriff war unternommen worden, um von Holland die Anerkennung der belgischen Unabhängigkeit zu erzwingen. So tapfer sich auch die Artillerie der am 15. November angegriffenen Festung wehrte, unterlag sie doch am 21. Dezember der förmlichen Belagerung.

Im Jahre 1860 erfolgte dann die Neubefestigung der Stadt durch den berühmten Festungsbauer Brialmont und seit 1877 bestand eine weit vorgeschobene Fortslinie. Die in der Folge sprunghaft fortschreitende Waffentechnik, welche die von früher vorhandenen Befestigungsanlagen schließlich ganz veraltet und nicht mehr widerstandsfähig erscheinen ließ, nötigte



Generaloberst v. Klud,
führte die Franzosen bei Comblé.

auch Belgien, wenn es in seiner Neutralität ernst genommen werden wollte, zu einem modernen Ausbau Antwerpens. Im Jahre 1907 entschied sich die Regierung, die militärisch wertlos gewordene innere Stadtumwallung niederzureißen und das so gewonnene Gelände für Hafenanlagen und sonstige Erweiterungsbauten zu benützen. An die Stelle dieser alten Stadtumwallung trat die bisherige Linie der von Brialmont erbauten Forts. Sämtliche Zwischenräume zwischen den acht Forts sollten durch Eisengitter gesperrt und durch permanente Redouten besonders geschützt werden. Im Norden und Nordosten sollten große Erdwerke für Infanteriebesatzung und davor nasse Gräben angelegt und in Verbindung mit der Schelde gebracht werden. Auch die Forts am linken Scheldeufer wurden in Form zusammenhängender Verteidigungsinselfn in den Plan aufgenommen. Dieser ganze Komplex einer neuen Stadtumwallung sollte eine besonders starke innere Befestigungslinie darstellen.

Als Ersatz für den so zur neuen Stadtumwallung adaptierten alten Fortsgürtel wurden ganz neue äußere Befestigungen, ein weiter vorgeschobener Fortsgürtel, vorgesehen. Die Arbeiten wurden im Jahre 1909 begonnen, die Fertigstellung erfolgte Ende 1913.

Der neue Fortsgürtel dehnte sich im Norden auf vier, im Osten auf über acht, im Süden auf mehr als zwölf Kilometer Entfernung von der neuen Stadtumwallung aus und übergriff die Flußläufe der Rupel und Nethe so weit, daß sie Offenunternehmungen nicht hindern konnten. Der nördliche Abschnitt (vierter Geniebezirk) dehnte sich — wir folgen einer Darstellung von *Streffleurs Militärbblatt* — von der unteren Schelde bis zum Turnhoutkanal aus und umfaßte außer den Forts *Stabroec*, *Erbrand*, *Brasschaet* und *Schofen* noch drei Zwischenwerke. Der fünfte Geniebezirk erstreckte sich anschließend bis zur großen *Nethe* mit den Forts *s'Gravenwezel*, *Blauwgawen*, *Deleghem*, *Broechem*, *Kessel* und drei Zwischenwerken. Der sechste Bezirk mit den Forts *Pierre*, *Koningshonck*, *Wavre-Ste. Cathérine*, *Waelhem* und Zwischenwerken. Der siebente bis zur oberen Schelde mit den Forts *Willebroeck*, *Viezele*, *Vornhem* und zwei Zwischenwerken. Auf dem linken Scheldeufer bis *Doel* sollten sechs Forts und fünf Zwischenwerke angelegt werden, um

den Ring zu schließen, doch mußte man sich vorläufig mit zwei Forts (*Rupelmonde* und *Kraen*) und zwei Zwischenwerken begnügen, wodurch allerdings eine breite Lücke entstand, die den Zweck des absoluten Schutzes gegen ein Bombardement hinfällig macht. Diese Werke bildeten mit den zurückliegenden *Crupete*, *Zwynndrecht* und der *Deichbefestigung* den achten Bezirk. Der neunte Bezirk umfaßte die Forts *St. Marie*, *Perle*, *St. Philippe*, *Liefenshoef* und *Doel* sowie ein paar alte Redouten, die hauptsächlich der Sperrung der *Schelde* dienen.

Der äußere Umfang der ganzen mit einem angeblichen Kostenaufwande von 100 Millionen Franken hergestellten Befestigungsanlage betrug über 100 Kilometer. Antwerpen war somit nach Größe und Ausstattung als eine der bedeutendsten Festungen der Welt zu bezeichnen, und in Belgien wie in Frankreich hielt man sie für absolut uneinnehmbar.

*

Ein „Zeppelin“ über Antwerpen.

Schon ehe sich der eiserne Ring der deutschen Truppen ganz um die zweite Hauptstadt Belgiens gelegt hatte, lernten die Bewohner von Antwerpen die Schreden der Belagerung kennen. In der Nacht vom 24. auf den 25. August stattete das modernste Kriegsmittel, Antwerpen einen Besuch ab. Ein Augenzeuge berichtet darüber unterm 25. August:

Die Stadt lag in tiefer Ruhe. Auf den Straßen befanden sich hier und da ein paar Polizeibeamte, einsame Wanderer gingen nach Hause. Kurz vor 1 Uhr hörten die wenigen Leute, die auf den Straßen sich befanden, Motorgesurre, das aus der Luft kam. Der Lärm wurde härter und härter.

Plötzlich vernahm man eine Explosion, welche die Häuser in ihren Grundfesten erschütterte. Dann knallte es aufs neue und noch einmal. Neunmal donnerten die Explosionen über die Stadt. In einem Augenblick war die ganze Stadt aufgewacht. Überall gingen Lichter an und die Fenster wurden geöffnet. Die Straßen der Scheldestadt standen plötzlich voll von Menschen. Hatten die Deutschen die Stadt angegriffen? Schossen die Antwerpener Forts auf das anrückende Heer? Vor jedem Knall sah man von der Schelde her rote Glut aufblitzen. Das Fort am *Vlaamischen Hoof* schoß auf den Zeppelin, denn es war schnell klar geworden, daß ein Zeppelinluftschiff die Stadt bombardierte. Aus allen Richtungen vernahm man *Genebracknatter*. Zwischen dem Knallen und den Explosionen dröhnte die große Uhrglocke 1 Uhr. Zehn Minuten nach der ersten Explosion war das Geurre der Motoren in nordöstlicher Richtung erloschen. Als man sich vom ersten Schreden erholt hatte, ging schnell durch die Stadt das Gerücht,



Generaloberst v. Bülow,
schlug die Engländer bei St. Quentin.

es habe Tote und Verwundete gegeben. Samaritanerwagen eilten nach der Stadtwaage zu. Diese war am schlimmsten beschädigt. Eine Bombe war gerade vor dem Eingang an der Raapraat gefallen und hatte in den Boden ein Loch von mindestens zwei Meter Durchmesser geschlagen. In der Umgebung war keine Feuertreibe heil geblieben. Es sah aus, als wäre eine richtige Schlacht hier geliefert worden. Durch die Granatsplitter wurden verschiedene Bewohner verwundet. Drei Polizeibeamte kamen gerade aus der Hoornstraat, als die Bombe fiel. Ein Beamter wurde sofort getötet, die beiden anderen tödlich verwundet.

Eine zweite Bombe sprang in die Falkfontaerne und richtete furchtbare Verwüstungen an. Die Kaserne war geräumt. Ein Soldat, der sich noch darin befand, wurde verwundet. In der Zwölfmonatstraße in der Nähe der Börse wurden zwei Häuser vollständig zerstört, die Giebel fielen auf die Straße und es ist wunderbar, daß trotzdem hier niemand verletzt oder getötet wurde. Ferner fiel eine Bombe in der Nähe des Elisabethkrankenhauses, wo der Operationsaal viel gelitten hat. Eine weitere Bombe fiel in der Schmerstraat. Einer der Anwohner dieser Straße erzählte, er sei gegen 1 Uhr durch ein dumpfes Geräusch wach geworden, das stets näher kam. Mit großer Angst vernahm er das unheilverkündende Surren, das er aus der Zeit kannte, wo er in Deutschland Zeppeline gesehen hatte. Er sah die schwarze Gefahr sich nähern, sie hob sich deutlich vom Sternenhimmel ab. Plötzlich juckte ein blendender Lichtstrahl aus dem Ballon (es handelte sich um einen Schmelzwerfer) und alsbald vernahm er eine heftige Explosion. Der Mann wurde umgeworfen. Hilfseschrei stieg aus allen Häusern auf, Schwefeldämpfe füllten die Straße. In der Vosannestraat lagen überall Stübe von Türen, schwere Steine und ganze Berge von Glas, nachdem dort ebenfalls eine Bombe gefallen war.

Das Luftschiff kam aus der Richtung von Hasselt und fuhr über die Doks nach der Mitte der Stadt hin. Neun Bomben warf es herab und ein Offizier, der diese untersuchte, meinte, feststellen zu können, daß die

Splitter von 21-Zentimeter-Granaten herrührten. Nach dem Angriff des Zeppelin auf Antwerpen wurden in den Häusern an der Schelde Hausausrichtungen abgehalten, weil angeblich von dort aus dem Zeppelin Zeichen gegeben worden seien.

Einem anderen Bericht zufolge hatte ein Bombenwurf aus dem Luftschiff den Erfolg, daß mit einem Schläge die Lichter der halben Stadt Antwerpen erlöschten, woraus geschlossen wurde, daß die für die Gasanstalt bestimmte Bombe ihr Ziel erreicht hatte. Das Luftschiff wurde lebhaft beschossen, jedoch von keiner feindlichen Kugel erreicht.

*

Über den Ausfall der Belgier aus Antwerpen vom 25. August, der wahrscheinlich die Ursache des Überalles der Bevölkerung auf die deutschen Truppen in Löwen war, wurde gemeldet:

Unter persönlicher Leitung König Alberts rückte eine starke belgische Armee südlich von Mecheln vor, um das um Wilvorde stehende deutsche Heer nach Süden zu werfen. Den Deutschen gelang es, die Belgier nach Wilvorde zu locken, wo ihre Hauptmacht lag. Als die Belgier nahe genug waren, machten die Deutschen plötzlich halt. Frische Truppen, die zuvor im Walde verborgen lagen, rückten gegen die belgische Flanke vor. Die Belgier wurden regelrecht zwischen drei vernichtende Feuer genommen. Der belgische Angriff endete mit einem allgemeinen „Rette sich, wer kann!“ Hals über Kopf suchten die Belgier sich zu retten.

*

Der Sieg über die englischen Truppen bei St. Quentin.

An der belgisch-französischen Grenze, nächst der Festung Maubeuge war das englische Expeditionskorps von der vorrückenden Armee des Generalobersten v. Kluck geworfen worden. Am 26. August bereits mußte Premierminister Asquith dem englischen Unterhause mitteilen, General French habe berichtet, daß der Rückzug seiner Truppen in die neue Stellung erfolgreich gewesen sei, aber nicht ohne bedeutende Verluste.

Das englische Heer kam sehr ins Gedränge, mußte sich aber von den Deutschen freizukämpfen.

Es sei nicht erwünscht, augenblicklich mehr zu sagen, außer der Äußerung Frenchs, daß der Geist der englischen Truppen vorzüglich sei. French schätzt den englischen Verlust etwas höher als 2000 Mann.

Sehr erfolgreich allerdings war der Rückzug der Engländer nicht, denn bei St. Quentin wurden sie neuerlich von der deutschen Kanala-

lerie zur Stellungnahme gezwungen und erlitten eine schwere Niederlage. Amtlich wurde am 28. August aus dem deutschen Großen Hauptquartier gemeldet:

Die englische Armee, der sich drei französische Territorialdivisionen angeschlossen hatten, ist nördlich von St. Quentin v o l l s t ä n d i g g e s c h l a g e n worden und befindet sich im vollen Rückzug über St. Quentin.

Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie sind in unsere Hände gefallen.

Süddöstlich von Mezières haben unsere Truppen unter fortgesetzten Kämpfen in breiter Front die Maas überschritten.

Unser linker Flügel hat nach neuntägigen Gebirgskämpfen die französischen Gebirgstruppen bis östlich von Epinal zurückgetrieben und befindet sich in weiterem siegreichen Fortschreiten.

Die Engländer selbst gaben die Nieder-



Die Schlacht bei St. Quentin: Vernichtung der zweiten englischen Kavalleriebrigade bei Thulin.

Nach einer Originalzeichnung von W. Thiele.

lage ohne weiteres zu. Feldmarschall Trench gab selbst folgende Darstellung der Operationen des englischen Expeditionsheeres:

Die Engländer nahmen am 22. August eine Stellung von Ath über Mons bis Binche ein. Nach Mittheilungen des französischen Hauptquartiers nahm ich an, daß ich höchstens zwei deutsche Armeekorps vor meiner Front hatte. Unsere Stellung war vorzüglich. Am Abend des 23. August erhielt ich von General Joffre die unerwartete Meldung, daß drei deutsche Armeekorps gegen meine Front vorgingen und ein weiteres Korps eine Umgehungsbeziehung von Tournai aus ausführte. General Joffre theilte ferner mit, daß die französische Armee, die zur Rechten der Engländer stand, sich zurückziehe. Infolgedessen entschloß ich mich, auf eine vorher rekonnozierte Stellung zurückzugehen, die sich von Maubeuge westlich nach Jenlain, südöstlich von Valenciennes ausdehnte.

Die ganze Nacht hindurch fanden auf der ganzen Linie Kämpfe statt. Der Rückzug wurde am 24. August unter fortwährenden Gefechten erfolgreich ausgeführt. Da die französischen Truppen noch immer zurückgingen, hatte ich, abgesehen von der Festung Maubeuge, keine Unterstützung. Die entschlossenen Versuche des Feindes, meine linke Flanke zu umgehen, überzeugten mich, daß der Feind beabsichtige, mich gegen Maubeuge zu drängen und mich zu umzingeln. Ich glaubte, keinen Augenblick verlieren zu dürfen, mich auf eine andere Stellung zurückzuziehen. Diese Bewegung war gefährvoll und schwierig nicht nur wegen der überlegenen Kräfte vor meiner Front, sondern auch infolge der Erschöpfung der Truppen.

Der Rückzug begann am 25. August früh nach einer Stellung in der Nähe von Le Cateau. Obwohl die Truppen Befehl hatten, Cambrai, Le Cateau und Landrecies zu besetzen, und die Stellung am 25. August in aller Eile vorbereitet und beschanzt war, hatte ich doch ernste Zweifel, ob es klug sei, dort stehen zu bleiben und zu kämpfen, da ich Mitteilung von der ständig wachsenden Stärke des Feindes erhielt. Überdies dauerte der Rückzug der Franzosen auf meiner Rechten an.

Ich entschloß mich daher, weiter zurückzugehen, bis ich ein gewichtiges Hindernis, wie die Somme oder Oise, zwischen die britischen Truppen und den Feind bringen und meinen Truppen Gelegenheit zum Ausruhen und zur Reorganisation geben könnte. Ich wies daher die Korpsbefehlshaber an, so bald als möglich auf die Linie Vermond—St. Quentin—Ribemont zurückzugehen. Am 25. August wurden wir auf dem Marsche den ganzen Tag über vom Feinde

bedrängt, der die Angriffe auf die erschöpften englischen Soldaten noch spät in die Nacht fortsetzte. Während der Kämpfe am 23. und 24. August ersuchte ich den General Sordet, der drei französische Kavalleriedivisionen befehligte, um Unterstützung. Sordet leistete zwar wertvolle Hilfe, war aber am 26. August, dem kritischsten Tage, infolge der Erschöpfung der Pferde nicht mehr imstande, uns zu unterstützen.

Am 26. August wurde es bei Tagesanbruch offenbar, daß der Feind seine Hauptkraft gegen den linken Flügel unserer Stellung richtete, der von unserem zweiten Armeekorps gebildet wurde, und General Smith Dorrien meldete, daß er sich unter einem solchen Angriff nicht zurückziehen könne, wie ihm befohlen war. Es war für mich unmöglich, Smith Dorrien zu unterstützen, aber die Truppen zeigten eine prächtige Haltung gegenüber dem schrecklichen Feuer. Endlich wurde es offenbar, daß, wenn eine vollständige Vernichtung vermieden werden sollte, der Rückzug versucht werden mußte. Um halb 4 Uhr nachmittags wurde der Befehl gegeben, ihn zu beginnen. Die Bewegung wurde durch die hingebendste Unerblichkeit und Entschlossenheit seitens der Artillerie, welche selbst ziemlich gelitten hatte, gedeckt. Das schöne Eingreifen der Kavallerie leistete wesentliche Hilfe bei der Vollendung der sehr schwierigen und gefährlichen Operation. Glücklicherweise hatte der Feind zu schwer gelitten, um die Verfolgung energisch durchzuführen.

Ich kann diesen kurzen Bericht über die ruhmvolle Haltung der britischen Truppen nicht schließen, ohne hohe Anerkennung den wertvollen Diensten Smith Dorriens zu zollen, der den linken Flügel der Armee am 26. August rettete.

*

Soweit der englische Oberkommandierende. Man kann sich aus dieser Schilderung einen ungefähren Begriff machen, in welcher furchtbaren Lage sich die englische Expeditionsarmee befand, und es ist außerdem interessant, daß aus dem Bericht ganz deutlich der Vorwurf gegen die verbündeten Franzosen herauszuhören ist, daß sie die Engländer nicht in der notwendigen Weise unterstützten. Wie heiß die Kämpfe schon am 24. August waren, geht aus der Schilderung eines englischen Berichterstatters hervor, der den Untergang der zweiten englischen Kavalleriebrigade bei Thulin, halbwegs zwischen Maas und Valenciennes, folgendermaßen beschreibt:

Am Montag früh um 4 Uhr eröffnete die deutsche Artillerie wiederum das Feuer. Sechseinhalb Stunden lang wartete die englische Kavallerie auf das Zeichen zur Attacke gegen

die deutschen Schützen. Das Gelände war flach und nur von einigen Gräben durchzogen, und die Gelegenheit für eine Kavallerieattacke schien ideal zu sein. Unsere Leute murrten schon über den Aufschub und baten, man möge ihnen den Angriff erlauben. Um 10 Uhr 30 Minuten morgens war der Befehl ergangen, und die ganze Brigade wurde auf die Schützen des Feindes losgelassen. Die 9er Lanciers gingen ins Gefecht, singend und schreiend, wie Schulfrauen. Sie behandelten die Attacke wie ein spaßiges Ereignis. Eine Zeit lang schien alles gut. Das deutsche Artilleriefeuer leerte nur wenige Sättel, und schon schienen die Schützen in greifbarer Nähe zu sein.

Möglichst kam die Tragödie. Direkt in das Antlitz der heranstürmenden britischen Kavallerie eröffneten die Deutschen ein mörderisches Feuer. Wenigstens 20 Maschinengewehre waren verborgen worden; es regnete den Tod auf unsere Reiter auf eine Entfernung von nur 150 Meter. Niemand hatte eine Ahnung von diesen Maschinengewehren gehabt. Das Ergebnis war vernichtend. Auf die 9er Lanciers prasselte die volle Gewalt des Sturmes. Vicomte de Baumineux, ein Franzose, der als Dolmetscher mit der Brigade ritt, wurde sofort getötet, ein tapferer Offizier, dessen Tod viele in England beklagen werden. Kapitän Letouren, der französische Lehrer einer englischen Schule in Devonshire, der bei der britischen Kavallerie an der Seite de Baumineux ritt, entging dem Tode wie durch ein Wunder. Das Pferd wurde unter ihm weggeschossen, er hing ein anderes, das reiterlos umherirrte, und ritt unverletzt davon. Kapitän Porter wurde verwundet, aber er entkam; andere Offiziere fielen. Während das Gros der Brigade nach rechts abschwante und das Feuer der Maschinengewehre auf 100 Meter zu spüren bekam, ritten einige geradeaus gegen den Feind, aber nur wenige Meter. Die Falle, die das nicht ernstgemeinte Feuer der schweren Artillerie verdeckt hatte, war vollkommen. Ein Gewirr von Stacheldraht war 30 Meter von den Maschinengewehren im Gras verborgen. Unsere Leute, die in voller Karriere hineinritten, fielen und wurden gefangen.

Drei der besten Kavallerieregimenter des britischen Heeres haben diese Attacke geritten. Von den 9er Lanciers versammelten sich am Abend nicht mehr als 40 im Dorfe Rusmes, andere kamen am nächsten Tag, und endlich ergab ein Appell des ganzen Regiments, daß im ganzen nur 220 Mann übrig geblieben waren. Die 18er Husaren und die 4er Dragoner hatten ebenfalls schwer gelitten, aber nicht so stark wie die 9er Lanciers.

Ein anderer englischer Korrespondent entwirft folgendes Gesamtbild der Kämpfe bei St. Quentin:

Der große Erfolg der Deutschen ist unbestritten. Wir stehen der Tatsache gegenüber, daß das britische Expeditionskorps, welches die Wucht der deutschen Siege zu ertragen hatte, entsetzliche Verluste erlitten und unmittelbar eine riesige Verstärkung notwendig hat. Das britische Expeditionskorps hat unvergänglichen Ruhm erstritten, aber es braucht Männer, Männer und noch mehr Männer, denn die Belagerung von Paris läßt sich nicht mehr aus dem Bereiche der Möglichkeit verbannen.

„Es ist eine Geschichte zum Erbarmen,“ sagt der Korrespondent, „die ich zu schreiben habe. Die Zeit für Geheimnisse ist vorbei. Was man in England weiß, ist ungefähr die Wahrheit, aber ich schreibe, während den Deutschen ununterbrochen vorwärts dringen, während das ganze übrige Frankreich glaubt, daß sie noch an der Grenze festgehalten werden. Es ist besonders wichtig, daß die Nation sich dessen bewußt sei, wie die Sachlage ist. Ich sah eine zurückweichende, gebrochene Armee, wenn man sich auch der Tatsache nicht verschließen kann, daß jedes britische Regiment und jede Batterie ihre volle Schuldigkeit taten — und wahrlich, nie ist die Pflicht schwieriger gefallen.“

Der Vormarsch der Deutschen erfolgte mit unglaublicher Schnelligkeit. Die britischen Streitkräfte suchten einen furchtbaren Kampf, denn sie leisteten dem gesamten deutschen Frontangriff Widerstand, und ganze Divisionen stürzten sich in das Kampfgewühl, ohne vorerst Zeit zum Aufwerfen von Laufgräben gehabt zu haben. Von der erwarteten französischen Unterstützung wurden wir im Stich gelassen, denn tatsächlich kam sie um viele Stunden zu spät.

Unsere gebrochenen Reihen kämpften verzweifelt, wurden wiederholt zurückgeworfen und schließlich mußten sie der Übermacht weichen und sich, vom Feinde hart verfolgt, in wilder Flucht auflösen. Was von der 20.000 Mann starken vierten Division übriggeblieben war, waren verstreute Abteilungen, die in südlicher Richtung zurückgetrieben wurden. Viele Regimenter wieseln nichts als verstreute Abteilungen auf.

Unsere Leute waren vom Marsche und vom Hunger geschwächt, denn unter den geschilderten Umständen war von einer richtigen Verpflegung keine Rede. Trotzdem waren die Leute nicht entmutigt oder von einer Panik erfaßt und melbten sich überall, sobald sie bei ihren Truppenteilen eintrafen, in gehöriger Weise.

Dieselben Zustände treffen für das gesamte Expeditionskorps zu. Es hat den Anschein, als ob jede Division im Gefecht war; manche haben fast alle ihre Offiziere verloren, ganze Regimenter wurden in Stücke gebauen. Aber der treffliche Geist hielt die Stüde zusammen, obgleich sie nicht wissen, was aus den anderen Teilen geworden ist.

Die deutschen Kommandeure im Norden schickten ihre Leute vorwärts, als ob sie einen unerhörlichen Vorrat von Tapferkeit hätten. Von den deutschen Soldaten zu reden, ist nicht notwendig. Sie gehen in tiefen Sektionen vor, die so leicht ausgedehnt sind, daß sie fast geschlossene Reihen bilden, geben nicht viel um Deckung und stürmen vorwärts, sobald ihre Artillerie hinter ihnen das Feuer eröffnet. Ob nun die Verbündeten auf offenem Felde oder hinter einem bewaldeten und hügeligen Territorium liegen, ist den Deutschen gleich. Ihr Befehl ist allemal: „Vorwärts! Vorwärts!“

Unsere Artillerie mährt ganze Reihen nieder, und oft bleibt nichts übrig als die Außenreihen. Aber kaum ist dies geschehen, so rücken die Deutschen vor, und die Säulen von Leuten und füllen die Lücken aus. Letzte



Kriegsgefangene feindliche Offiziere werden in die Feste Torgau gebracht.
Vorn Schotten und Engländer, hinter ihnen Belgier, zum Schluß Franzosen.

Woche war ihre numerische Übermacht so groß, daß sie ebensowenig aufgehalten werden konnten wie die Wogen des Meeres."

*

Mehrere Tausend Gefangene, sieben Feldbatterien und eine schwere Batterie hatten die Engländer bei St. Quentin in den Händen der Deutschen zurückgelassen. Die Verfolgung des fliehenden Feindes ging weiter. Am 31. August wurde aus dem deutschen Großen Hauptquartier gemeldet:

Die Armee des Generalobersten v. Klud hat den durch schwache französische Kräfte unternommen Versuch eines Flankenangriffes in der Gegend von Combles durch ein Armeekorps zurückgeschlagen.

Die Armee des Generalobersten v. Bülow hat eine überlegene französische Armee bei St. Quentin vollständig geschlagen, nachdem sie im Vormarsche bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte.

Die Armee des Generalobersten Freiherrn v. Hausen hat den Gegner auf die Aisne bei Rethel zurückgedrängt.

Über die Bedeutung des Sieges, den Generaloberst v. Bülow am 31. August erfochten hatte, wurde aus dem Großen Hauptquartier berichtet:

Bei St. Quentin wurden vier französische Armeekorps und drei französische Reservedivisionen, die gegen uns im Felde standen, vollständig geschlagen und werden jetzt energig verfolgt. Die Schlacht war heiß und dauerte zwei Tage.

Der konzentrische Vormarsch unserer Westarmeen geht ununterbrochen vor sich. Jeder Tag bringt neue Erfolge, die aber nur gemeldet werden, wenn sie von entscheidender Bedeutung für die Gesamtoperationen auf dem westlichen Kriegsschauplatz sind.

*

Noch eine englische Stimme über die Niederlagen der englischen Truppen. Ein englischer Korrespondent berichtete in den ersten

Septembertagen aus Paris:

Die englische Expeditionsarmee hat sich jetzt, schon mehr als drei Wochen kämpfend, zurückgezogen. Der Rückzug fing in dem Augenblick an, als die Armee mit der Bahn von Blancomisseron über die französische Grenze gebracht worden war. Nach kräftiger Verteidigung zogen die Engländer sich auf Denain zurück. Dort und in Landrecies kam es zu erbitterten Straßenkämpfen. Die englische Artillerie wurde auf den die Stadt beherrschenden Anhöhen aufgestellt. Während voller zehn Tage wurde darauf zwischen St. Quentin, Peronne und Bervins mit großer Hartnäckigkeit gekämpft.

Ein französisches Artillerieregiment besand sich in Catelet zwischen Cambrai und St. Quentin. Trotz doppelter Flankenbedrohung drang die deutsche Kolonne weiter im Dijetal vor. Ein französischer Flankenangriff wurde auf Guise zurückgeworfen und French gezwungen, sein Hauptquartier zuerst nach Nogon und später nach Clermont zu verlegen. Nun entfaltete sich die englische Armee zwischen Clermont und Soissons, 80 Kilometer von Paris.

Das Vorwärtsdrängen der deutschen Armee zwang die Engländer, ihren Stützpunkt am Meer von Boulogne nach Havre zu verlegen.

*

Der deutsche Siegeszug ging, wie es schien, unaufhaltbar vorwärts. Am 3. September wurde aus dem Großen Hauptquartier gemeldet:

Bei der Wegnahme des hoch in Felsen gelegenen Sperrforts Civet haben sich, ebenso wie im Kampf um Namur, die von Österreich-Ungarn zugefandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit, Treffsicherheit und Wirkung vortrefflich bewährt; sie haben uns ausgezeichnete Dienste geleistet.

Die Sperrbefestigungen Hirson, Les Avellés, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampfenommen; damit befinden sich sämtliche Sperrbefestigungen im nördlichen Frankreich außer der Festung Maubeuge in unseren Händen. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet.

Die Kavallerie der Armee des Generalobersten v. Klud streift bis Paris. Das Westheer hat die Aisnelinie überschritten und setzt den Vormarsch gegen die Marne fort; einzelne Vorhuten haben sie bereits erreicht. Der Feind befindet sich vor den Armeen der Generalobersten v. Klud, von Bülow, v. Hausen und des Herzogs von Württemberg im Rückzug auf und hinter die Marne; vor der Armee des deutschen Kronprinzen leistete er im Anschluß an Verdun Widerstand, wurde aber nach Süden zurückgeworfen. Die Armeen des Kronprinzen von Bayern und des Generalobersten v. Heeringen haben immer noch starken Feind in befestigten Stellungen in Französisch-Lothringen gegenüber. Im oberen Elsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen.

Und eine Meldung vom 4. September besagte:

Reims wurde ohne Kampf besetzt.

Die Siegesbeute der Armeen wird nur langsam bekannt. Die Truppen können sich bei ihrem schnellen Vormarsch wenig darum kümmern. Noch stehen Geschütze und Fahrzeuge im freien Felde verlassen. Die Stappentruppen müssen sie nach und nach sammeln.

Bis jetzt hat nur die Armee des Generalobersten v. Bülow genauere Angaben gemeldet. Bis Ende August hat sie sechs Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge erbeutet und 12.934 Gefangene gemacht.

Maubeuge.

Dem deutschen Vordringen gegen Süden leistete noch die Festung Maubeuge Widerstand: am 8. September mußte sie vor den deutschen Belagerern kapitulieren. Aus Berichten von Mittkämpfern geht hervor, daß die rasche Einnahme der wichtigen, von den Franzosen immer wieder modernisierten Festung in erster Linie den vollkommenen Leistungen der deutschen Belagerungstechnik zu danken war.

Maubeuge, die ehemalige Hauptstadt des Hennegaus, am Kreuzungspunkt uralter Völkerstraßen nach Belgien gelegen und heute noch ein bedeutender Punkt des europäischen Eisenbahnnetzes, war wie alle großen Festungen



Beerbigung gefallener deutscher Krieger in fremder Erde.

längs der Ostgrenze des Reiches Ludwig XIV. vom großen Vauban mit einer für jene Zeit uneinnehmbaren Stadtumwallung umgeben worden. Es ist bekannt, wie lange sich das Vaubanische Fortifikationsystem der ständigen Verbesserung der Belagerungsgeschütze gegenüber bewährt hat. Noch 1870/71 haben diese Erdwerke den deutschen Belagerungstruppen sehr nachhaltigen Widerstand zu leisten vermocht. Damals besaß überdies Maubeuge schon einige, nach heutigen Begriffen freilich schwache Außenwerke. Inzwischen wurde es mit einem vollständigen, fünf bis sechs Kilometer vorgeschobenen Fortsgürtel umgeben, der durch Zwischenwerke und Zwischenstellungen, auf welche die französischen Militärfachleute die größten Hoffnungen setzten, vervollständigt wurde.

Die Befestigungswerke setzten sich aus folgenden Forts und Duvrages zusammen, zu denen noch einzelne Batterien kamen: Fort des Sarts, Duvrage de Verpillies, Duvrage de la Saemagne, Fort de Bouffois, dann jenseits der Sambre das Duvrage de Rocco, Fort de Cerfontaine, Duvrage de Ferrière, Fort du Bourdieu, Fort d'Hautmont, Duvrage de Grévaux, Duvrage de Feignies, Fort de Leveau, und, den Ring nach dem deutschen nördlichsten Ausgangspunkt schließend, das Duvrage de Héronfontaine. Die Forts waren im allgemeinen älterer Art, doch besaßen die Forts de Cerfontaine im Süden und de Bouffois an der Ostfront betonierte Panzertürme mit 155-mm-Kanonen und das Fort du Bourdieu im Süden eine Panzerkajemate, d. h. eine gepanzerte Zwischenraumstrecke. Über Panzerbeobachtungsstände verfügten auch verschiedene andere Werke. Die Duvrages müssen als moderne Zwischenwerke angesprochen werden, die mit Hohlräumen, splitterficheren Unterständen, im Frieden ausgebauten Infanterieanschluslinien usw. versehen waren. Für den Angriff waren vier Angriffsabschnitte gebildet:

1. Für den Nordosten: der Raum zwischen dem Trouillebach, d. h. etwa der Linie Giorn—Villers—Maubeuge und der Sambre östlich Maubeuge.

2. Für den Südosten: der Raum nördlich der Sambre bis an die Linie Demouffies—Ferrière—Maubeuge.

3. Für den Südwesten: anschließend an die eben genannte Linie bis an die Sambre westlich Maubeuge.

4. Für den Nordwesten: von der Sambre bis an den Trouillebach.

Der Hauptangriff richtete sich — wir folgen einer eingehenden Darstellung des deutschen Kriegsberichterstatters W. Schewermann — gegen die im Angriffsabschnitte 1, d. h. im Nordosten gelegenen Werke Fort des Sarts, Duvrage

de Verpillies, Duvrage de la Saemagne, Fort de Bouffois, im Anschlusse hieran wurden auch das Duvrage de Rocco und das Fort de Cerfontaine unter Feuer genommen.

Der Ausbau des Befestigungsgürtels durch die starken Zwischenwerke, zu denen außer den schon genannten Anlagen auch beträchtliche Drahthindernisse, zahlreiche äußerst geschickt verdeckte und tief in die Erde gegrabene Batterien und ein auf der Nordostfront tätiger beweglicher Panzerturm gehörten, nötigten die deutschen Truppen, die ganze nordöstliche Angriffsfront stark mit Feuer zuzudecken, ehe die Infanterie zum Angriffe schreiten konnte.

Bei der Eröffnung der Beschießung stand die deutsche schwere Artillerie etwa acht bis zehn Kilometer von den feindlichen Werken entfernt in der ungefähren Linie Giorn—Merbes—Cousolre, aus der sie später mit Teilen weiter vorging. Sie setzte sich hauptsächlich aus 21-Zentimeter-Mörsern, weittragenden Flachfeuergeschützen, modernen schweren Steilfeuergeschützen, unter denen sich auch die 42-Zentimeter-Mörser befanden, zusammen. Dazu traten dann noch die beiden österreichisch-ungarischen Motormörserbatterien, die aus der Gegend von Merbes aus, d. h. auf etwa neun bis zehn Kilometer, mit vollem Erfolge wirkten.

Die deutschen Angriffstruppen waren namentlich an Infanterie dem eingeschlossenen Gegner bedeutend unterlegen, was ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Nachdem die deutsche Artillerie die Forts und Zwischenwerke der Angriffsfront zum Schweigen gebracht hatte — auch die Panzertürme wurden schnell außer Gefecht gesetzt — wurde das Feuer auf die Zwischenstellungen gerichtet, die dann ebenfalls durch die schweren Geschütze bald erledigt waren. Damit war der Infanterie so weit vorgearbeitet, daß sie am 7. September mittags bis auf Sturmentfernung vorrücken konnte. Nach kurzem unüberwindlichen Angriff waren die feindlichen Werke dieser Angriffsfront genommen und dank der vorhergehenden Vorarbeit der schweren Artillerie waren die deutschen Verluste verhältnismäßig gering.

Als dann am 8. September die Festung kapitulieren mußte, zeigte sich wieder die überraschend vorjorgliche Vorarbeit der deutschen Heeresführung, die auch Kleinigkeiten rechtzeitig in volle Berechnung zieht. 40.000 Mann, dabei vier Generale, waren gefangen genommen worden, und der Auszug der Geschlagenen aus der eroberten Festung dauerte von halb 3 Uhr nachmittags bis um 9 Uhr abends. Aber die Verladung dieser stattlichen Armee vollzog sich auf drei Einladestationen in aller kürzester Frist. Während die feind-

liche Infanterie zum Teil ein wenig gutes Aussehen hatte, waren Pioniere und Artilleristen vortrefflich ausgerüstet und machten einen befriedigenden militärischen Eindruck.

Recht wenig imponant waren dagegen die 120 versprengten Engländer, die einzigen, denen es gelungen war, nach ihrer Niederlage schnell genug hinter die schützenden Forts von Maubeuge zu flüchten, die der ganzen englischen Armee plangemäß hätten Deckung bieten sollen. Diese Söldlinge, meist ganz junge Burschen, waren zwar gut ausgerüstet, aber von denbar schlechtester Haltung.

Eine ganz besondere Bedeutung hatte die Belagerung und schnelle Wegnahme von Maubeuge dadurch, daß hier zum erstenmal die Wirksamkeit der deutschen schweren Artillerie auf eine mit Zwischenwerken und Zwischenstellungen ausgebauten, von den Franzosen selbst als einen Verteidigungsplatz ersten Ranges bezeichnete Festung erprobt wurde. Es hat sich gezeigt, daß diese ohne Beispiel dastehende moderne Belagerungstaktik auch mit Zwischenstellungen so rasch und gründlich fertig wird, daß der stürmenden Infanterie dank der Vorarbeit der schweren Geschütze erfreulicherweise nur noch eine wenig verlustreiche Nachlese übrigbleibt. Es ist kennzeichnend für den Geist der deutschen Truppen, daß die Infanterie bei Maubeuge geradegu unzufrieden wurde, weil ihr die Artillerie den Hauptteil der Arbeit abnahm. Die Leute waren kaum mehr zu halten, bis es zum Sturm ging. Und dann brausten sie wie ein Ungewitter über die feindlichen Stellungen dahin.

Aus dem Briefe eines Augenzeugen ergibt sich, wie die deutsche schwere Artillerie auch in der Feldschlacht wirkt. Ein Offizier schreibt:

Ich habe mir die Wirkung in eine etwa 75 Meter (hinter Deckung) zurückgezogene französische Batterie angesehen, die das Bataillon Kist auf 7000 Meter etwa zehn Minuten lang bekämpft hat. Großartig und grauig zugleich! Zwei Geschütze, sämtliche Munitionswagen und Beobachtungswagen blieben liegen. Ein Geschütz war mit zerstörter Lafette auf den nebenstehenden Munitionswagen geworfen worden. Die Mannschaft der Geschütze lag schrecklich zerstreut und verstreut und unter den Geschützen. Daß nicht alle Geschütze liegen blieben, liegt wohl daran, daß die Batterie gleich nach den ersten Schüssen abfuhr.

Die von den Feinden des Deutschen Reiches nicht geahnte Überlegenheit der deutschen Festungs- und Feldartillerie hat wohl schon zu Beginn des Krieges eine der größten Hoffnungen der Franzosen und Engländer zerstört; auf diese Überlegenheit ist wohl auch die Demoralisation eines Teiles der französischen Truppen zurückzuführen, die sich in den ersten Kriegswochen zeigte und nur schwer überwunden werden konnte.

Die Einnahme von Maubeuge war jedenfalls einer von den entscheidenden deutschen Er-

folgen; 40.000 Gefangene, eine der stärksten französischen Festungen vernichtet — das ist ein Sieg, der hoch eingeschätzt werden muß.

*

Hinter der deutschen Front in Frankreich und Belgien.

Ein treffliches und interessantes Bild von den Zuständen hinter der deutschen Front in Nordfrankreich entwirft ein holländischer Journalist. Er erzählt:

Ich hatte Donnerstag nachmittags Maubeuge verlassen, die gewaltige Gürtelfestung dicht an der französischen Grenze, die am Dienstag, den 8. September, durch die deutsche Nordarmee nach einer Belagerung von nur einer Nacht genommen wurde. Einer der höheren Offiziere der Kommandantur hatte mir zur Fahrt nach St. Quentin geraten, weil nach den neuesten Meldungen südlich davon eine Schlacht entweder schon begonnen hatte oder beginnen mußte. Die Entfernung ist nicht so beträchtlich, etwa 150 Kilometer, allein die außergewöhnlich schwierige Beschaffenheit des Geländes gestattete uns nicht, sie in weniger als 40 Stunden zurückzulegen. Das sogenannte Fort de la Montagne de Maubeuge, das sich stundenlang um die Stadt hinzieht, läuft über eine lange Südseite, die durch kurze, scharf eingeschnittene Täler durchschnitten wurde. Beim Durchfahren bemerkt man die tiefen Furchen nicht, welche die deutschen Fahrzeuge dort eingeschnitten haben, während anderswo die Straße völlig blank daliegt.

Ich eile durch zahlreiche Dörfer, die alle dieselbe Erscheinung bieten: die Einwohner stehen an den Straßenenden zuhahmen und erörtern mit gebämpfter Stimme die Aussichten der Verbündeten gegen den Feind; sie sehen uns verwundert an: ein Auto mit Privatpersonen in diesen Zeitaltern? Ein lange schon ungewohnter Anblick. Sie weisen uns den Weg und grübeln nach, wer wir sein mögen. Fragt man die Leute nach der Richtung oder Entfernung nach einem südlicher gelegenen Ort, so lautet die Antwort höflich, und wenn unser Wagen dann eine Weile hält und die Zuschauer unsere französische Marke gesehen haben, so werden sie sofort viel zutraulicher, zumal wenn auf die Frage: „Keine Deutschen?“ eine verneinende Antwort ergeht. Ein prächtiger Menschenschlag wohnt in dieser Gegend, gestittetes Volk aus in gewöhnlichen Arbeiterkreisen; sie sprechen ein sehr wohlklingendes Französisch, in einem Tonfall, der stark an die Normanden erinnert, stark singend, mit äußerst biegsamen Stimmen. Es wird ja auch hier viel gelungen, und man spricht von einer Altstimme von Braines und Figeas als von einer bekannten Erscheinung; ein Beweis dafür, daß es in dem Gau, den diese Orte begrenzen, viel schöne Stimmen gibt. Man spricht auch von schönen Frauen. Denn auch das fällt sofort auf: der kräftige Schlag der Mädchen und Frauen dahier, mit vollkommen südlichem Gesichtsschnitt, scharfen Profilen mit feinen Linien und fast ausnahmslos schönen Augen, in denen jetzt etwas Schwermütiges ungemein anziehend wirkt. Nirgendwo Verwüstungen. Der Übergang ist auffällig, wenn man aus Belgien kommt, wie ich mit dem Ausgangspunkt Aachen, von wo man gleich etwa zehn Kilometer von der Stadt jenseits der Landesgrenze die Vernichtung Spur auf Spur wahrnimmt, wo verbeerte Dörfer in ununterbrochener Reihe als Weilensteine dienen, wo man durch Lüttich über den Universitätsplatz, durch Namur mit den Maasfläden fährt, an denen sich nur mehr Ruinen im Aufspiegeln. Wenn man sich der französischen Grenze nähert, sieht man armliege Stätten, schwarz ausge-

brannte Häuser, eingestürzte Kirchen, umgestürzte Türme; dann aber fällt uns so deutlicher auf, daß diese sprechenden Zeugnisse der Kriegsurie plötzlich aufhören, sobald man belgisches Gebiet verlassen hat. In dem Grenzstrich etwa 20 Kilometer vor Maubeuge bis Soissons, dem Ziel unserer Fahrt, haben wir keine Verheerung bemerkt, von keinem Brande vernommen und nirgend Berichte von Mißhandlungen und Blünderungen erhalten. Indes liegt das Ziel selbst, Soissons, in Trümmern, allein das hat auch seine Ursache: der Ort ist schon zweimal deutsch gewesen, und am Tage unserer Ankunft wieder französisch geworden.

Ich habe mit vielen Leuten über diese Dinge gesprochen, mit Männern aller gesellschaftlichen Schichten. Einen Arzt haben wir befragt, ein Vikar stand uns Rede, einem Hufschmied lösten wir die Zunge, ein Vermieter von Kraftwagen gab uns seine Ansichten zum besten. Allein, wenngleich in allem, was sie mir zu sagen hatten, etwas von dem natürlichen, angeborenen, vom Vater auf den Sohn übergegangenen Haß gegen Deutschland lag, so stießen wir doch nirgendwo auf den persönlichen Abßeu von Mensch zu Mensch; diese Franzosen hassen die Deutschen lediglich, weil sie Deutsche sind; der Durchmarß, das will ich betonen, hat keinen Menschenhaß geweckt, weil eben nicht geraubt, nicht geplündert und nicht gebrannt worden ist. Ist dieser Gegenßatz zu Belgien nicht merkwürdig? Kann man annehmen, daß das durchziehende Heer plötzlich von der Grenze an eine Wandlung erlebt habe, daß aus einer Räuberbande eine ehrliche Kriegerßchar geworden sei? Nach den Berichten dieser französischen Dorfbewohner, die sich in Herz und Seele mit der belgischen Klasse eins fühlen und doch über die belgischen Nachbarn sprechen wie über Kinder, die törichte Dinge

begangen haben und mit kindlichem Sinn groß auftreten wollten, die wohl aus reiner Unwissenheit sich selbst die böße Suppe eingebracht haben, steigen uns Zweifel auf, ob die ordentlichen Kriegssßharen jemals Räuber gewesen sind.

Die Leute hatten die in Belgien vorgekommenen Verheerungen erfahren, allein sie schöpften ihre Nachrichten nicht aus Zeitungen, da es solche ja schon seit Wochen nicht mehr gibt, und so waren sie denn auf Berichte von Fremden und Bekannten angewiesen. Was sie wissen, haben sie auch von Deutschen selbst auf den Durchzug erfahren. Aus dem nun, was mir von den Dorfbewohnern wiedererzählt wird, klingt immer wieder durch, daß es den Deutschen durchaus wider den Sinn ging, das Blutgericht zu vollstreden, daß die Verheerung ihrer Ansicht nach eine notwendige, durch die Selbsterhaltung gebotene strenge Maßregel war.

Wir wollen dem Geschichtßschreiber, der dereinst über die belgischen Greuel zu urteilen haben wird, nicht vorgreifen, auch nicht mit Zu- und Abneigung vorgehen, die sich als unvermeidliche Folge aus der Untersuchung über diesen entßehlichen Krieg ergeben wird, allein das kann ich wohl hier schon vorausschicken als persönlichen Eindruck, den man beim Vergleich des Zustandes von Stadt und Land in Frankreich mit dem in Belgien empfängt, daß die Ursachen dieses Unterschiedes nicht lediglich im Zufall zu suchen sind. Es muß eine Erklärung dafür geben, daß auf der einen Seite der Grenze nur Ruinen und auf der anderen nichts davon zu sehen ist! —

Aber uns freies Kriessnögell. Es sind deutsche Krieger, sie ziehen dem Feinde und wohl auch dem Tode entgegen, ihrer sieben an Zahl, dicht aneinander:



Ein belgischer Eisenbahntunnel, der zur Behinderung der deutschen Bahntransporte von den Belgiern zerstört und von den Deutschen binnen kurzer Zeit wiederhergestellt wurde.

Auswahl guter Spiel- und Beschäftigungsbücher

Das Buch der Familienspiele.

Sammlung der am meisten in Übung stehenden Ball-, Fang-, Lauf-, Wurf-, Kegel-, Kugel-, Brett-, Degier-, Gesellschafts-, Karten- und Würfelspiele. Von S. Almann. 20 Bogen. Groß-Oktav. In Farbendruckumschlag kart. K 5.50 = 5 M.

Das Buch der Jugend-Spiele und -Beschäftigungen.

Für Knaben und Mädchen von 3 bis 16 Jahren zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Felix Moser. Mit 379 Abbildungen. 28 Bogen. Groß-Oktav. In Originalbd. K 6.60 = 6 M.

Was fangen wir heute an?

Das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, kleinere oder größere Gesellschaften durch Spiele, Vorlesen pittoresker Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedächtnis- oder durch kleine, leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Von Hermann Kestler. Neunte Auflage. 17 Bogen. Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

Der Freund des Damenspieler.

Leitfaden zur Erlernung der wichtigsten Arten des modernen Damenspieler. Von Jean Dufresne. 12 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.50 = 3 M.

Kleines Handbuch des Schachspieler.

Unter Mitwirkung des Schachmeisters Géza von Maróczy. Von Emmerich Szenere. 8 Bogen. Oktav. Gebunden 2 K = M. 1.80.

Das Karambolespiel.

Für angehende Spieler theoretisch-praktisch behandelt. Von Hugo Voeppen. Mit 8 Figurentafeln. Zweite Auflage. 8 Bogen. Oktav. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Das Billardspiel.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Erlernung und zum Verständnis des Billardspieler. Von Dr. Th. Eduard. Dritte Auflage. Mit vielen Abbildungen. 5 Bogen. Oktav. Geh. 80 h = 75 Pf. Gebdn. K 1.80 = M. 1.50.

Handbüchlein der Papierfaltkunst. Für Jung und Alt.

Bearbeitet von J. Sperf. Mit 150 Abbildungen. 9 Bogen. Oktav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.50 = M. 2.25.

Illustr. Wiener Carockbuch.

Leitfaden zur Erlernung aller Arten des Carockspieler. Mit einer Sammlung von 35 Problemen und einem Anhang: Carock-Kodeg, die Spielregeln enthaltend. Von S. Almann. Zweite Auflage. 12 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.60 = M. 3.25.

Das moderne Carockspiel.

Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung des selben nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. Von A. Ferner. Dritte Auflage. 11 Bogen. Oktav. Geh. K 1.40 = M. 1.20. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Illustr. Wiener Piquetbuch.

Leitfaden zur raschen und gründlichen Erlernung des Piquetspieler. Mit zahlreichen Illustrationen, erläuternden Beispielen und einem die Spielregeln enthaltenden Piquet-Kodeg. Anhang: Grundzüge des Ecarté. Von S. Almann. 12 Bogen. Oktav. In Originalband K 3.60 = M. 3.25.

Das moderne Skatpiel.

Eine unter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Stat-Ordnung verfaßte Anleitung zur gründlichen Erlernung dieses geistreichen Kartenspieler, nebst zahlreichen erläuternden Beispielen und einem Stat-Tarif. Von A. Ferner. 8 Bogen. Oktav. Geh. K 1.40 = M. 1.20. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Ebersberg, Das edle Whist.

Anleitung zur gründlichen Erlernung aller Arten des Whistspieler. Mit zahlreichen Illustrationen, einer Sammlung von Problemen und einem Anhang: Whist-Kodeg, die Spielregeln enthaltend. Achte Auflage. Bearbeitet von S. Almann. 14 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.60 = M. 3.25.

Illustr. Wiener Vannakbuch.

Anleitung zur raschen und gründlichen Erlernung dieses modernen Kartenspieler. Mit zahlreichen Illustrationen und einem Anhang: Die beiden Altversionen des Dannakspieler. Von S. Almann. 11 Bogen. Oktav. Kart. K 2.20 = 2 M.

Illustr. Wiener Patiencebuch.

Eine Sammlung von 100 der beliebtesten Patiences. Von S. Almann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen und einem die Kunstausdrücke enthaltenden Anhang. 11 Bogen. Oktav. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Illustr. Wiener Regelbuch.

Ausführliche Darlegung des Kegelspieler, mit zweckentsprechenden Illustrationen, einem Dotabularium der technischen Ausdrücke und einem umfassenden Regelreglement. Von S. Almann. 8 Bogen. Oktav. Kart. K 1.65 = M. 1.50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsergebnisse von 1914–15

Von H. Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Heften, jedes 50 Heller = 40 Pfennig

Vom gleichen Verfasser **Illustrierte Geschichte des
bereits früher erschienen: Balkankrieges 1912–13**

Von H. Hemberger

Mit 513 Abbild., 25 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa und bezüglich der Vorbereitung des jetzigen Weltkrieges kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überlagernden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.

Schiffahrt und Seewesen

Darstellung der gesamten praktischen und sportlichen maritimen
Einrichtungen und Verhältnisse der Gegenwart

Von Franz Freiherrn von Cunkl

Mit 342 Abbildungen, 28 Vignetten und 3 Karten

An der Hand einer interessanten, fesselnden Darstellung, begleitet von zahlreichen Abbildungen, Tabellen, Konstruktionsrissen usw. sucht der Verfasser den Leser mit den Elementen der praktischen und der sportmäßig betriebenen Schiffahrt vertraut zu machen.

Hauptzweck dieses sorgfältig geschriebenen und durch zahlreiche instruktive Abbildungen ausgezeichneten Werkes ist, Anteilnahme für die heutzutage so wichtige Schiffahrt in allen Kreisen zu erwecken, das Interesse dafür zu beleben und Anregung zu tieferem Eindringen in die so hochinteressanten und wissenswerten Disziplinen der Tauffahrt zu geben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

W W

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

W W